

Forschungsbericht: Kirche am Hubland – ein urbanes Pionierprojekt



Projektteam: Anna Asteriadis, Prof. Dr. Christian Bauer, Pfr. Burkhard Hose, Dr. Lukas Moser, Prof. Dr. Christian Preidel, Sr. Elisabeth Wöhrle sf

„Wir müssen die Stadt von einer kontemplativen Sicht her, d. h. mit einem Blick des Glaubens erkennen, der jenen Gott entdeckt, der in ihren Häusern, auf ihren Straßen und Plätzen wohnt. Die Präsenz Gottes begleitet die aufrichtige Suche von Einzelnen und Gruppen, um Halt und Sinn für ihr Leben zu finden. Er lebt unter den Bürgern und fördert [...] das Verlangen nach dem Guten, nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Präsenz muss nicht hergestellt, sondern entdeckt und enthüllt werden.“ (Papst Franziskus).

Gliederung:

1. Einführung	04
2. Beteiligte	10
3. Übersicht	12
4. Verlauf	13
5. Vertiefungen	37
6. Anschlussprojekte	61

1. Einführung

Konversionsflächen sind Experimentierfelder. Zukunftslabore für ganze Stadtgesellschaften, aber auch für christliche Kirchen. Industrie-, Militär- oder Verkehrsrüinen mit neuem, pulsierendem Leben zu erfüllen, schafft nicht nur urbanistische Hotspots, sondern auch Gelegenheiten zu kirchlicher Selbstbekehrung. Konversion einmal nicht stadtplanerisch als Verwandlung eines urbanen „Nicht-Ortes“ (Marc Augé) in einem lebenswerten Platz, sondern vielmehr pastoral als die evangeliumsgemäße Umkehrbereitschaft einer kirchlichen Selbstevangelisierung verstanden: Kirche, aber anders.

Diese Dokumentation über entsprechende Gehversuche auf dem Hubland zeigt nicht nur, wo Kirche sich wandelt, sondern auch wie: Andersartige urbane Räume ermöglichen andersartige Weisen kirchlicher Präsenz. Metaphorisch gesprochen: Kirche muss nach dem Untergang der pastoralen Schwerindustrie institutionell und spirituell abrüsten. Am Ende der ‚schweren Moderne‘ könnten auf dem Brachland ‚postindustrieller‘ Glaubensrüinen dann offene Heilsbrachen entstehen, die erste Pionierpflanzen anziehen und sich nach und nach in Biotope nachwachsenden Lebens verwandeln.

Konversionsflächen sind urbane Orte, an denen Kirche sich auf pastoralem Neuland zu einer neuen spirituellen Grundhaltung bekehrt. Das ehemalige Gebiet der US Army („Leighton Barracks“) auf dem Hubland wird durch stadtplanerische Konversion gerade zu einem gesellschaftlichen Zukunftslabor, in dem sich die romantische, aber auch etwas behäbige Stadt Würzburg im Augenblick als ein Experimentierraum für alternative Stadtkulturen neu erfindet (vgl. zum Beispiel die nach skandinavischem Vorbild als ‚öffentliches Wohnzimmer‘ konzipierte Stadtteilbibliothek im alten Tower).

Hier betritt das Bistum Würzburg mit dem Forschungsprojekt „Kirche am Hubland – ein urbanes Pionierprojekt“ (2021-23) pastorales Neuland. Dort, aber auch in Mannheim-Franklin oder im Wiener Nordbahnviertel finden sich Spuren in die Kirche von morgen. Ein spannendes Experiment nach dem Ende der Routinen: Was bleibt eigentlich von Kirche, wenn sie sich aufgrund schwindender Ressourcen nicht mehr auf ihre Gebäude und auf ihre jahrhundertlang eingespurten Alltagsreflexe verlassen kann und stattdessen neue Formen pastoraler Präsenz suchen muss? Der Architekt Walter Klasz sagt: Form ist das, was entsteht, wenn ich alles weglassen, was nicht notwendig dazugehört. Was uns begegnet ist: die Bibel und ein Tisch für das Herrenmahl, aber auch Sofas und Kaffeemaschinen.

Suche nach anderen Formen

Wir haben auf dem Hubland nach anderen Formen der Präsenz von Kirche in diesem florierenden Stadtteil gesucht. Und wir haben eine faszinierende Weite des Blicks und pulsierendes neues Leben in alten Barracks gefunden. Mit beidem kann eine Kirche arbeiten, die auf dem Weg ihrer synodalen Selbstbekehrung angesichts der Missbrauchskrise zwischen struppiger Militärbrache und lebendigem Universitätscampus wieder in die Jesus-Spur reichgottesfroher Nachfolgepraxis findet. Hubländer Stadtbewohner:innen jedenfalls tauchen in der Regel kaum in den wohnortnahen Pfarreien St. Barbara oder St. Nikolaus auf. Ihr spätmodernes Lebens- und Weltgefühl erfordert eine eigene, alternative Form der freigebenden und raumlassenden kirchlichen Präsenz des Evangeliums.

Dazu braucht es eine Kirche ohne Turm und Schaukasten. So war es denn auch eine kluge Entscheidung des Bistums Würzburg, auf dem Hubland keine kirchenräumlichen Claims abzustecken und nicht in die ‚Baulast‘ von Immobilien zu investieren, sondern stattdessen pastoral bewährte Menschen zu schicken, die aufgrund ihres KHG-Spirits zugleich auch wache christliche Zeitgenoss:innen mit hohem Ansehen in säkularen Kontexten sind („Die missionieren nicht“). Sie leben Kirche jenseits der vermeintlichen Sicherheit von pastoralen Alltagsroutinen (vom Pfarrbüro über Gottesdienstordnungen und Gremiensitzungen bis hin zur Sakramentenkatechese):

„Wir sind ständig dabei vorzubereiten, schüren Vorfreude, heizen Erwartungen an für den großen Tag, wenn das Christkind kommt, wenn der liebe Heiland kommt, wenn der Bischof kommt [...]. Und ist der große Tag vorbei, schütteln wir uns einmal kräftig und stürzen uns in die Vorbereitungen mit der nächsten Gruppe auf den nächsten großen Tag. Erstkommunionkinder, Brautpaare wachsen so schnell nach, daß wir uns die geheime Hoffnungslosigkeit erst gar nicht einzugestehen brauchen, die uns ob dieses Treibens alle Jahre wieder den Rücken hinaufkriecht. Ist Jesus dazu gestorben, daß sich dieses kirchliche Karussell dreht?“ (Rolf Zerfaß).

Bilder und Geschichten

Diese Dokumentation zeigt Bilder und erzählt Geschichten. Nicht als Kopiervorlagen oder Handlungsrezepte, sondern als Inspiration zu Eigenem – zu eigenen Lösungen im eigenen Kontext. Denn, so haben wir gelernt: Geschichten zeugen Geschichten. Die Geschichten dieses Forschungsberichts versuchen, praktisch einzulösen, was der Begriff der Synodalität theoretisch verspricht: eine Kirche „in den Fußspuren Jesu“ (1 Petr 2,21), die sich nicht nur *ad intra*, sondern auch *ad extra* als ein gemeinsamer Weg („syn-hodos“) versteht und nach Verbündeten für die Sache Jesu sucht. Wir brauchen entsprechende Geschichten des Gelingens, Erzählungen von „Kundschafter:innen“ (Num 13,1–33) des Neuen und Anderen, die ihre Reisegenoss:innen von den im Land der Verheißung gefundenen „Trauben“ (13,23f) kosten lassen. Denn Menschen kommen dann ins Handeln, wenn ihre Lust auf etwas Neues und Anderes größer ist als ihre

Angst davor. Ist das Hubland ein „Traubental“ (Num 13,23), in dem sich etwas von der Kirche von morgen erschmecken lässt?

Die Kundschafter:innen des Neuen und Anderen begegnen auf ihren Erkundungsgängen in das verheißene „Land, wo Milch und Honig fließen“ (Num 13,27) auch immer wieder den „Riesen“ (Num 13,33) des Alten und Selben – überlebensgroßen „Abergeistern“ (Fridolin Stier), welche die „Erkundung des Landes“ (Num 13,25) behindern und Angst einjagen. Manche erweisen sich bei näherem Hinsehen als „Scheinriesen“ (Michael Ende) wie Herr Turtur in *Jim Knopf*. Andere wiederum erweisen sich als echte Blockaden. So wie auch „falsche Gerüchte“ (Num 13,32) über das neue Land, z. B. dass es „seine Bewohner auffrisst“ (Num 13,32). In jedem Fall gilt für alle Kundschafter:innen: „Habt Mut und bringt Früchte des Landes mit!“ (Num 13,20). Aber auch hier keine Kopiervorlage: Anders als in dem biblischen Narrativ geht es heute jedoch nicht mehr darum, die bisherigen Bewohnerinnen des Hublandes im Kampf zu besiegen und „das Land in Besitz nehmen“ (Num 13,30).

Lernfeld, nicht Missionsgebiet

Stattdessen gilt es mit offenem Geist „nicht Räume zu besetzen, sondern Prozesse anzustoßen“ (Papst Franziskus): „KHG-Spirit für's Hubland“, so haben das Elisabeth Wöhrle und Burkhard Hose im Forschungsprozess auf den Punkt gebracht. Also nicht: Kategoriales im Geist des Territoriums, sondern Territorium im Geist des Kategorialen – und zwar im Sinne einer „nichtmissionarische Seite von Kirche, die kompatibel ist mit einer offenen Stadtgesellschaft“ (Burkhard Hose). Hubland als Lernfeld, nicht als Missionsgebiet. Denn die Kirche braucht das Hubland und nicht umgekehrt. Das führt zu einer Pastoral einer selbstevangelisatorischen Zurückhaltung, die gar keinen eigenen Raum benötigt: „Ihr braucht gar keinen Raum – Ihr habt bereits einen: das Hubland.“ (Dorothee Steiof).

Entsprechender Hubländer Weitblick („Hier oben sind wir nur zu Gast“) ist *die* raumtheologische Gegenthese zum Würzburger Talkessel („Uns gehört die halbe Innenstadt“). Auf dem Hubland lässt sich – unter Verzicht auf klassische Expansionsvorstellungen im Sinne eines kolonialen Missionsbegriffs (= Erweiterung des eigenen Raumes auf ein fremdes Gebiet) – territoriale Gelassenheit lernen: „Genieße das Land, doch besitze es nicht.“ (Henry David Thoreau). Und eine nomadische Existenz, die wie die Ureinwohner Australiens dazu fähig ist, dasselbe Land mit anderen mit anderen zu teilen:

„Land ist für Aborigines von Spuren durch das Gebiet gekennzeichnet. [...] Jene Volksgruppen, die sich mit einem bestimmten Land identifizieren, [suchen] [...] entlang der genannten Spuren bestimmte Orte [...] [auf], welche die Erinnerung an die dort von ihren Ahnen vollführten Taten auffrischen. [...] Anders als bei Ländern, die sich gegenseitig ausschließen, erlaubt es dieser Landbegriff der Aborigines einem Land, ein Gebiet zu umfassen, das von Völkern beansprucht wird, die füreinander unverständliche Sprachen [...] sprechen sowie die verschiedenartige Sozialstrukturen und Verwandtschaftssysteme haben. Er ermöglicht es Ländern und Spuren, sich zu kreuzen und denselben gegebenen Raum zu besetzen.“ (Sam Gill).

Konzept von Pastoraltheologie

Auch unser theologischer Forschungsweg ist im Gehen entstanden. Ein erstes Ergebnis von „Kirche am Hubland – ein urbanes Pionierprojekt“ ist daher dieser Weg selbst, den wir miteinander gegangen sind: Methoden sind nicht trivial. Unser Forschungsprozess war, was der Begriff der Methode (von griech. „met-hodos“) besagt: ein Weg, auf dem man zu einer neuen Erkenntnis gelangt. Wir haben damit auch methodologisches Neuland betreten. Denn die von uns zur Raumerkundung genutzten sozialgeographischen bzw. kulturwissenschaftlichen Methoden (Mental mapping, Reflexive Fotografie, Flanierende Interviews, Shared Walks, Kollektives Kartieren, Lineares Synchronisieren) gehören bislang noch nicht zum Standardrepertoire der Praktischen Theologie. Diesem explorativen Charakter einer ‚Ethnologie des Volkes Gottes‘ entspricht die pastoraltheologische Notwendigkeit von „Neugier, Bereitschaft, sich überraschen zu lassen, Interesse für den Einzelfall, Aufmerksamkeit für das Unvorschriftsmäßige, für die Abweichung von der Regel“ (Rolf Zerfaß).

Neben den genannten humanwissenschaftlichen Methoden kamen auch explizit theologische Ressourcen zum Einsatz, z. B. im gemeinsamen theologischen Clustern (Lukas Moser: „Freestyle-Theologie“). Im Hintergrund dieses explorativ-kritischen Forschungsdesigns steht ein epistemisch anspruchsvolles Gesamtkonzept von Pastoraltheologie, das diese in der potenziell kreativen Differenz von pastoralen Praxisfeldern und theologischen Diskursarchiven verortet (im Folgenden werden daher immer wieder empirische Wahrnehmungen mit Literaturzitataten verbunden). Diese Form von Pastoraltheologie leistet nicht nur einen Beitrag zur raumsensiblen Weiterentwicklung von theologischen Diskurswerkzeugen, sondern auch zur Zukunftsgestalt einer sich transformierenden kirchlichen Weltpräsenz.

Dreifacher Paradigmenwechsel

Auch dieser Weg ist nicht nur im Gehen *entstanden* – er hat sich auch im Gehen *verändert*, weil wir uns alle auf einen Prozess eingelassen haben, der neue Erfahrungen ermöglichte, für welche die genial einfache Erfahrungsdefinition Michel Foucaults gilt: eine Erfahrung ist „etwas, woraus ich verändert hervorgehe“. Geprägt war unser gemeinsamer Forschungsweg daher von einem dreifachen Paradigmenwechsel:

- Methodisch: Vom durchstrukturierten Design zum offenen Prozess
- Theologisch: Vom beratenden Expert:innen zu mitlernenden Entdecker:innen
- Pastoral: Vom funktionalen Output zum geistlichen Haltungsverwechsel

Unsere prozessorientierte, offen strukturierte Arbeitsweise ist selbst im Prozess entstanden. Zu Beginn des Projektes waren alle Beteiligten noch sehr viel mehr von ‚klassischen‘ Beratungssettings mit einem von Anfang bis Ende durchstrukturierten Ablaufplan ausgegangen. Im Gegen

des gemeinsamen Weges („syn-hodos“) wuchs mit jedem Schritt das Vertrauen in den Prozess, so dass wir an dessen Ende dann immer nur noch den ersten Schritt vorstrukturiert und ansonsten ‚auf den Geist vertraut‘ haben. Wir agierten nach dem ‚Prinzip Taschenlampe‘: Man sieht in deren Lichtkegel immer nur so viel mehr von Weg, der vor einem liegt, wie man selbst bereit ist, auf ihm weiterzugehen. Daher gilt auch hier der wunderbare Versprecher auf dem Synodalen Weg: Wege entgehen im Stehen.

Dieser methodische Paradigmenwechsel ermöglichte eine ‚synodale‘ Epistemik, die alle Beteiligten zu gleichberechtigten Teilnehmenden eines Prozesses machte und zu einem theologischen Haltungswechsel führte. Hatten wir das wissenschaftliche Team zunächst noch im klassischen Expert:innen-Modus dem pastoralen gegenüber gestellt („Mitgehendes Außen“), so haben wir diesen epistemischen ‚Klerikalismus‘ alsbald überwunden und uns in Richtung einer epistemischen ‚Synodalität‘ weiterentwickelt, in der es zwar unterschiedliche Arbeitsschwerpunkte gibt, *alle* aber theologische Expert:innen sind.

Auch wenn wir die genannten, außerhalb der Theologie entwickelten Methoden genutzt haben, so war unser Weg doch ein ganz dezidiert *theologischer* – und kein pastoralsoziologischer. Wir wollten etwas von *Gott* auf dem Hubland erfahren. Unser Zugang war daher nicht nur ein explorativer, sondern auch ein kritischer, d.h. ein anhand von theologischen Kriterien unterscheidender (von griech. „krinein“ = urteilen, unterscheiden). Ein solches kritisches Unterscheiden (der Geister) ist immer der Beginn eines (geistlichen) Prozesses, der zu einer persönlichen und systemischen Haltungswechsel führt.

Zukunftswerkstatt für das Bistum

Das Hubland ist eine Zukunftswerkstatt für das ganze Bistum Würzburg – auch mit Blick auf den bevorstehenden Katholikentag. Hier können kirchliche Haupt- und Ehrenamtliche z. B. in entsprechenden (Straßen-)Exerzitien eine neue pastorale Haltung der unaufdringlichen Antreffbarkeit und des entdeckungsfreudigen Gastseins erproben und einüben, die auch anderswo ein Gewinn ist: „Hubland – das geht auch in Karlstadt.“ (Eliabeth Wöhrle). Das triggert eine weit verbreitete Sehnsucht: Viele Hauptamtliche, die sich an den normalkirchlichen Alltagsroutinen abarbeiten (Christine Schrappe: „Was ist mit dem Pfarrer, der sich in der Rhön abrackert?“), würden gerne so arbeiten.

Damit das Abrackern im System genauso ein Ende haben kann wie das Abrackern am System, braucht es einen beherzten Haltungswechsel des gesamten Bistums, von der kleinen Pfarreiengemeinschaft in den Haßbergen bis hin zum Bischöflichen Ordinariat – einen Sinneswandel im doppelten Wortsinn: einen Wandel der Sinne (durch spirituelle Raumpräsenz) und Wandlung des Sinns (durch pastorale Handlungsänderung). Viele kirchliche Reformprozesse ermöglichen nur eine Verhaltensänderung ohne wirklichen Sinneswandel (griech. „metanoia“). Dieser bedeutet zunächst einmal ein *Undoing ecclesial routines* – eine Unterbrechung des Normalen. Für diese Wende zum Weniger (und Anderen) ist das Hubland ein perfektes Übungsfeld. Denn weniger

(desselben) ist manchmal mehr bzw. ermöglicht mehr (des Anderen): „Es geht nicht darum, *mehr* als bisher zu tun, vielleicht sogar *weniger*, das aber wieder mit mehr Herz und Mut, am besten auch mit mehr Spaß.“ (Ottmar Fuchs).

Kirche mit leichtem Gepäck

Denn es reicht nämlich nicht, Kirche einfach nur im Anderswo neu zu verorten, es braucht auch ein entschlossenes Anderswie („Muster unterbrechen“). Denn es bringt ja wenig, an einem ‚neuen Ort‘ wie dem Hubland einfach nur den ‚alten Stiefel‘ einer klerikalistischen, autoritären und identitären, misogynen und homophoben Pastoral zu machen. Andersartige „Heterotopien“ (Michel Foucault) brauchen andersartige „Heteromorphien“ (Christian Kern). Entsprechenden Erfahrungen auf dem Hubland (und anderswo) weisen in die Richtung eines Kircheseins, das mit leichtem Gepäck, offenem Geist und einer suchenden Sprache unterwegs ist – und auch mit einer lernbereiten, entdeckungsfreudigen Gottesvermutung: „Gott ist an diesem Ort, und ich habe es nicht gewusst“ (Gen 28,16).

Die Suche nach anderen Formen kirchlicher Präsenz hat uns über das pfarrliche Territorialprinzip hinaus zum ‚Terroir‘ des sozialen Raumes geführt. Im „kulturellen Laboratorium“ (Papst Franziskus) des Hublands lässt sich Kirche von diesem Außen her neu denken. Neue theologische Erkenntnisse wie diese haben oft einen konkreten Ort. Säkulare Räume des Urbanen wie das Würzburger Hubland, das Wiener Nordbahnhofviertel oder Mannheim-Franklin haben sich für uns als enorm theologieproduktive Orte erwiesen. Unsere dreijährige Forschungsreise hat uns in nicht nur das Hubland, sondern auch andere Orte einer quartierspräsenten, andersförmigen ‚Kirche von morgen‘ entdecken lassen, die das Evangelium ganz ohne Kirchturm und Schaukasten lebt – dafür zur Miete in einem Ladenlokal oder in einem Bauwagen: mit Sofas, Kaffeemaschine und einem Altar auf Rollen.

Geht so Kirche?

Christian Bauer

2. Beteiligte:



Anna Asteriadis (Wien): Mag. theol., Pastoralassistentin in der Pfarre Johannes Nepomuk, Leiterin des Kirchenzentrums FranZ im Nordbahnhofviertel, Dissertation zur Neugründung von Kirche im Wiener Nordbahnhofviertel (Universität Münster); themennahe Veröffentlichungen: FranZ schläft nicht! Über eine Pastoral offener Türen in einem florierenden Stadtentwicklungsgebiet, auf: Feinschwarz.net (30. April 2020).



Christian Bauer (Innsbruck/Münster): Dr. theol., Professor für Pastoraltheologie und Homiletik in Innsbruck (2012–2023) und Münster (seit 2023), Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Pastoraltheologie, Webpräsenz: christian-bauer.blog; themennahe Veröffentlichungen: Konversionsflächen: Kirche bekehrt sich auf urbanem Neuland, auf: Feinschwarz.net (23. Mai 2023) sowie Architekturen der Pastoral. Skizzen einer theologischen Theorie des Entwerfens, in: K. Karl, S. Winter (Hg.): Gott im Raum. Theologie und der spatial turn, Münster 2020, 313–342.



Burkhard Hose (Würzburg): Dipl. theol., Hochschulpfarrer, Leitung der KHG Würzburg, Diözesanbeauftragter für das Hubland, Mitglied im Ombudsrat der Stadt Würzburg, Buchautor und Mitinitiator von #outinchurch; themennahe Veröffentlichungen: Verrat am Evangelium? Für eine Kirche, die sich zu den Menschenrechten bekehrt, Münsterschwarzach 2022 sowie Warum wir aufhören sollten, die Kirche zu retten. Für eine neue Vision von Christsein, Münsterschwarzach 2019.

Lukas Moser (Bruchsal): Dr. theol., Staatsexamen (Theologie, Geographie), Dissertation zur hybrider Kirchennutzung (Universität Innsbruck), Studienrat an einem Heidelberger Gymnasium; themennahe Veröffentlichungen: Wir haben eine Kirche, haben Sie eine Idee? Pastoralgeographische Erkundungen zur Transformation eines Stuttgarter Kirchenraumes, Stuttgart 2023 sowie Pastorale Netzwerkforschung? Aber bitte mit Raum!, in: M. Schübler, T. Schweighofer (Hg.): Kirche als Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse. Empirische Erkundungen und theologische Perspektiven, Ostfildern 2022, 53-62.



Christian Preidel (Luzern): Dr. theol., Professor für Pastoraltheologie an der Universität Luzern (seit 2022), Webpräsenz: christianhenkel.org; themennahe Veröffentlichungen: Utopia Beyond the Concrete. Laboratories and Spaces of Transcendence [noch unveröffentlichte Habilitationsschrift Innsbruck 2021, Publikation in Vorbereitung] sowie Akteursnetzwerke und Erzählungen. Praxisperspektiven zur sozialwissenschaftlichen und theologischen Begleitung von Transformationsprozessen, in: M. Kirschner u.a. (Hg.): Dieselbe Welt - und doch alles anders? Transformationen in Zeiten religiöser und gesellschaftlicher Umbrüche, Baden-Baden 2022, 389-405 (zusammen mit K. Karl).



Elisabeth Wöhrle sf (Würzburg): Dipl. theol. und Dipl. Sozialpäd., Franziskanerin, Exerzitienbegleiterin und Geistliche Begleiterin, Ehe-, Familien- und Lebensberaterin, KHG-Referentin (Asyl-AKs, Einzelbegleitung und Beratung, Bildungsangebote, spirituelle Angebote), Diözesanbeauftragte für das Hubland; themennahe Veröffentlichungen: Einfach ICH. Exerzitien im Alltag, Würzburg 2022 sowie Im Innern barfuß. Auf der Suche nach alltagstauglichem Beten. Franziskanische Akzente, Würzburg 2020 (zusammen mit M. Schambeck sf).



3. Übersicht:

Laufzeit: 2021-2024

Finanzierung: Bistum Würzburg

Leitung: Prof. Dr. Christian Bauer (Münster)

Workshops:

- 9. – 10. August 2021 (Hubland)
- 31. Oktober – 2. November 2021 (Hubland)
- 18. – 20. November 2022 (Wien)
- 28. – 29. April 2023 (Mannheim)
- 5. – 6. Mai 2023 (Hubland)
- 6. – 7. August 2023 (Hubland)
- 15. – 16. März 2024 (Hubland)

Dazwischen: Digitale Treffen (u. a. mit Brückner & Brückner und Stefan Weigand)

4. Verlauf:

Der gesamte Prozess war in sechs Vor-Ort-Workshops (in Würzburg, aber auch in Wien und Mannheim) sowie in über zwanzig digitale Treffen (im Gesamtteam, im ‚wissenschaftlichen‘ Team, mit Vernetzungspartner:innen sowie mit den Architekten von Brückner & Brückner und dem Gestalter Stefan Weigand) strukturiert. Diese Workshops und jene Treffen begannen meist mit derselben Frage: „Was gibt's Neues auf dem Hubland?“ – eine narrativ, d.h. an der aktuellen Erfahrung ansetzende theologische Leitfrage, aus der heraus wir dann in ko-kreativer und kollaborativer Weise das jeweilige weitere Prozessdesign entwickelt haben. Zu Beginn eines Workshops wussten wir daher selten, wo wir am Ende stehen würden – im Fall des Gegenteils wäre unsere Forschung (also: das Generieren neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse) ja auch gar keine solche gewesen – und somit prinzipiell verzichtbar. Aufgrund der Covid-19-Pandemie mussten einzelne Workshops leider verschoben werden, was zu einer zeitlichen Streckung des Gesamtprojektes führte.

1. Workshop: Hubland, 9.-10. 8. 2021 („Raum wahrnehmen“)

Ausgangspunkt des Forschungsprojektes war das Gelände des Hublands – seine soziale Topografie, inklusive der darin eingelassenen Erinnerungsorte (v. a. der alte Flugplatz und die Leighton Baracks). Um das Gelände theologisch lesen zu können, aktivierten wir raumexplorative Konzepte wie Musing (Charles S. Peirce), Nosing around (Robert E. Park), Flaneur/Flaneuse (Walter Benjamin) und Dérive (Guy Débord).

Das Hubland 2007 nach der Übergabe durch die US-Amerikaner an die Stadt:



Das Hubland zu Projektbeginn:



Zunächst versuchte das ‚wissenschaftliche‘ Team (Anna Asteriadis, Christian Bauer, Lukas Moser, Christian Preidel), sich selbst dem Gelände auf dem Hubland anzunähern – explorative Theologie, ganz praktisch. Jede:r ging für sich allein auf Erkundung. Hier drei exemplarische Wahrnehmungen (inkl. erster theologischer Diskursivierungen), die zugleich bereits auf mögliche pastorale Anknüpfungspunkte verweisen:



Es kommt ganz auf die Perspektive der Betrachtenden an. Hier ein Durch-Blick durch einen Müllbehälter auf das Belvedere. Welche Perspektive nehmen wir mit Blick auf das Hubland ein? Durch wessen Optik nehmen wir es wahr? Was ist hier mit „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1) nicht nur der Menschen überhaupt, sondern der ‚einfachen‘ Leute, besonders der „Armen und Bedrängten aller Art“ (GS 1)? Ein theologisch höchst bedeutsamer Perspektivenwechsel, der uns auf dem Weg zum Gelände plötzlich dann auch jene

versteckte Ecke wahrnehmen ließ, in der sich das Personal des Hotels hinter dessen Vorzeigekulissen auf einfachen Plastikstühlen für seine Pausen trifft.



Abseits der stadtplanerisch vorgesehenen Wege durchqueren das Gelände auch zahlreiche Trampelpfade: unbefestigte, aber viel begangene Querfeldein-Wege. Es handelt sich um „gelungene Streiche“ (Michel de Certeau) urbaner Akteur:innen, deren alltägliche Kreativität eine alternative „Mikrophysik der Macht“ (Michel Foucault) hervorbringt. Und zwar auf Traversen, die das Leben selbst gespurt hat. Es lohnt sich, ihnen auch theologisch, d.h. in übertragenem

Sinn zu folgen: „Ich möchte diesen vielgestaltigen, widerborstigen, listenreichen und hartnäckigen Praktiken folgen, die der Disziplin entkommen, ohne ihren Einflussbereich zu verlassen“ (Michel de Certeau).

Inmitten der Wohngebäude finden sich immer wieder einzelne ‚Plastikblasen‘, die von den Familien der GIs zum Grillen genutzt wurden – biomorphe „dritte Orte“ (Ray Oldenburg) eines ‚guten Lebens‘ inmitten eines von rechten Winkeln bestimmten militärischen Alltags.

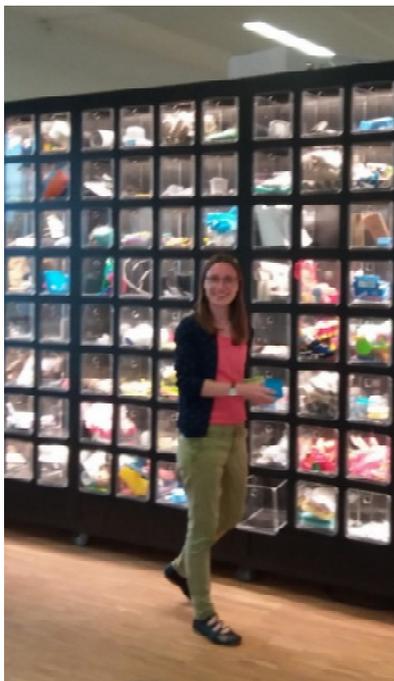


Können Orte des gelebten Evangeliums auch in diesem Sinn einen Kontrapunkt zur ‚rechtwinkligen‘ Zweckrationalität einer zunehmend „verwalteten Welt“ (Rainer Bucher) setzen?



Ein (anonymisiertes) Klingelschild: Welche Menschen wohnen auf dem Hubland – und wo? Welche Namen finden sich bei den alten Wohnblöcken? Und welche an den neuen Einfamilienhäusern? Welche (Migrations-)Geschichten erzählen diese Namen? Keine:r der Bewohner:innen des Hublands ist hier geboren. Ziel war keine soziometrische Analyse, sondern das Entwickeln eines milieusensiblen ‚Ortsgefühls‘.

Im Anschluss auf diese erste Raumexploration, haben wir uns dann im ‚Ideenlabor‘ des Towergebäudes über die ‚im Feld‘ gewonnenen Eindrücke ausgetauscht, d. h. mit dem Smartphone aufgenommene Bilder geteilt, mitgebrachte Artefakte kommentiert und auf diese Weise unsere je eigenen Wahrnehmungen synchronisiert. Anschließend erstellten wir mithilfe eines Materialschranks („Aus und nicht in Schubladen denken“) ein 3-D-Modell des Hublands („Reconstructive Mapping“).



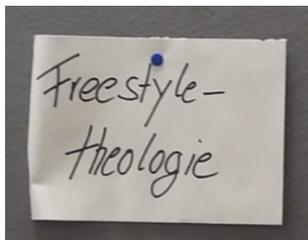
In einem zweiten Teil kam es dann zu einem ersten Kennenlernen von ‚wissenschaftlichem‘ und ‚pastoralem‘ Team (hier zunächst noch ergänzt um zwei interessierte evangelische Ehrenamtliche) – eine Trennung, die im Laufe des gemeinsamen Prozesses allmählich an Bedeutung verlor und aufgegeben wurde.



Nach einer Vorstellungsrunde haben wir unsere ersten Feldwahrnehmungen geteilt. Der Workshop endete mit dem Auftrag an das ‚pastorale Hublandteam‘, nun auch selbst in die Wahrnehmung zu gehen und Eindrücke zu sammeln.



2. Workshop: Hubland, 31. 10 -2. 11. 2021 („Wahrnehmungen vertiefen“)

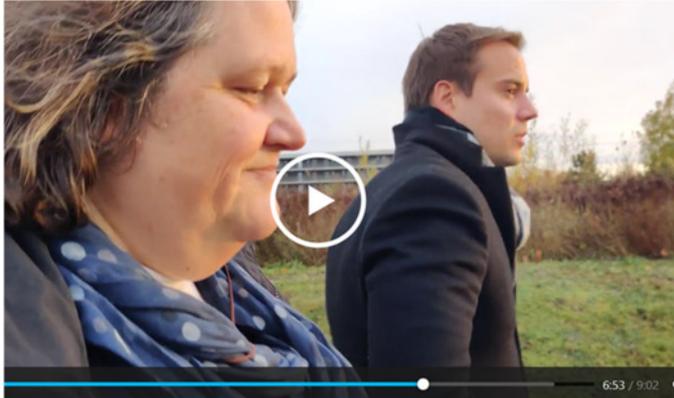


Der zweite Workshop begann mit einem Teilen der Raumeindrücke von Elisabeth Wöhrle und Burkhard Hose – inklusive erster theologischer Deutungen, die u. a. zur Kreation des Begriffs „Freestyle-Theologie“ führten.

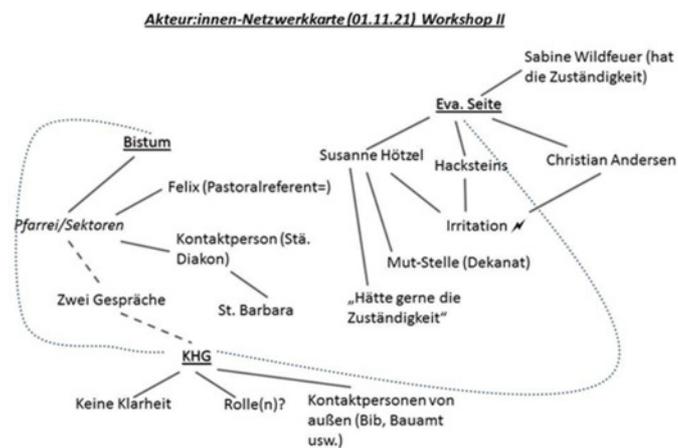


Es folgten zwei „flanierende Interviews“ (= im Kontext des Tübinger Forschungsprojektes *Kirche im Netzwerk pastoraler Orte und Ereignisse* entwickelte Forschungsmethode), die an als besondere Plätze entdeckte Orte führten.

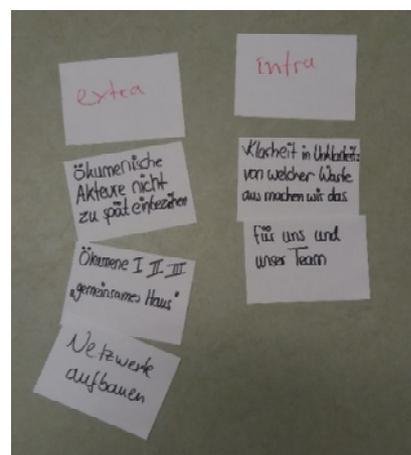


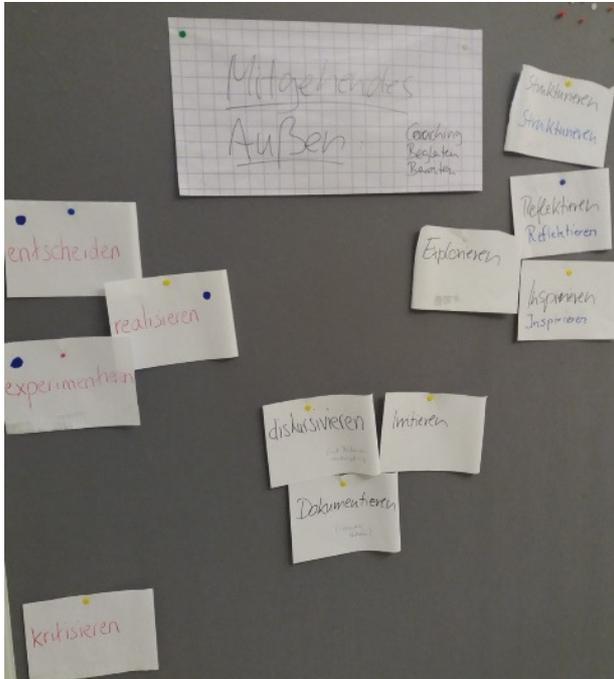


Auf einer analytischen Metaebene wurde im Anschluss daran ein Netzwerk-Soziogramm erstellt, dass über die sozialen Vernetzungen des Projekts Aufschluss geben konnte: Welche Akteur:innen sind am Prozess beteiligt?



Mit dem anschließenden gemeinsamen Prozessdesign der nächsten Schritte war eine Ziel- und Rollenklärung von ‚wissenschaftlichem‘ und ‚pastoralem‘ Team verbunden.





Studientag „Heilige Räume“:

Als Kooperation von Domschule und diözesanem Bibelwerk fand am 29. Oktober 2022 im Tower-Ideenlabor ein Studientag statt, auf dem das Hubland in thematischer Verbindung zum Forschungsprojekt „Kirche am Hubland“ als ‚heiliger Raum‘ erschlossen wurde: biblisch-theologisch durch PD Dr. Benedikt Colinet, praktisch-theologisch durch Prof. Dr. Christian Bauer. Heiligkeit jenseits der Differenz von Sakralem und Profanem: „Ziehe die Schuhe aus; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden.“ (Ex. 3,5).



3. Workshop: Wien, 18.-20. 11. 2022 („Altar auf Rollen“)

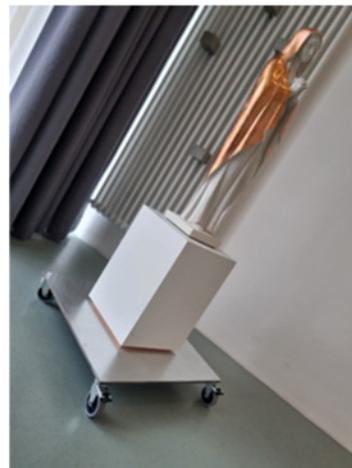
Nach den ersten theologischen Gehversuchen auf dem Hubland war es an der Zeit, kontextanaloge Seitenblicke zu wagen und zwei ähnlich ausgerichtete Kirchengründungsversuche zu erkunden. Eine erste Exkursion führte in das Wiener Nordbahnviertel („Grätzlhood“), wo Anna Asteriadis seit 2020 das FranZ aufbaut und leitet – eine neue Form kirchlicher Präsenz in einem florierenden neuen Stadtteil, auf einem Konversionsgebiet der Bahn. Neben dem Mannheimer Pastoralreferenten Richard Link (= dem Gastgeber unserer nächsten Exkursion) war als Impulsgeberin von außen auch die Stuttgarter Theologin Dr. Dorothee Steiof („Präsenzpastoral“) mit dabei. Auch hier sind wir wieder auf Erkundung gegangen: zunächst im FranZ, einem angemieteten Ladenlokal (auch wenn es in der Diözesanzentrale zunächst geheißen hatte: „Wir mieten uns doch nicht irgendwo ein!“).



Dort fanden wir nicht nur einen Altar, eine Madonna und ein Sofa auf Rollen vor (letzteres war die Keimzelle kirchlicher Pastoral im Nordbahnviertel), sondern auch einen engagierten Ehrenamtlichen aus dem Pfarrgemeinderat.



Auffallend war auch die angenehm ‚unkirchliche‘ Ästhetik der Räume. Ein Gegenbild dazu bot die architektonische Selbstfolklorisierung der in unmittelbarer Nachbarschaft zum FranZ gelegenen rumänisch-orthodoxen Kirche.



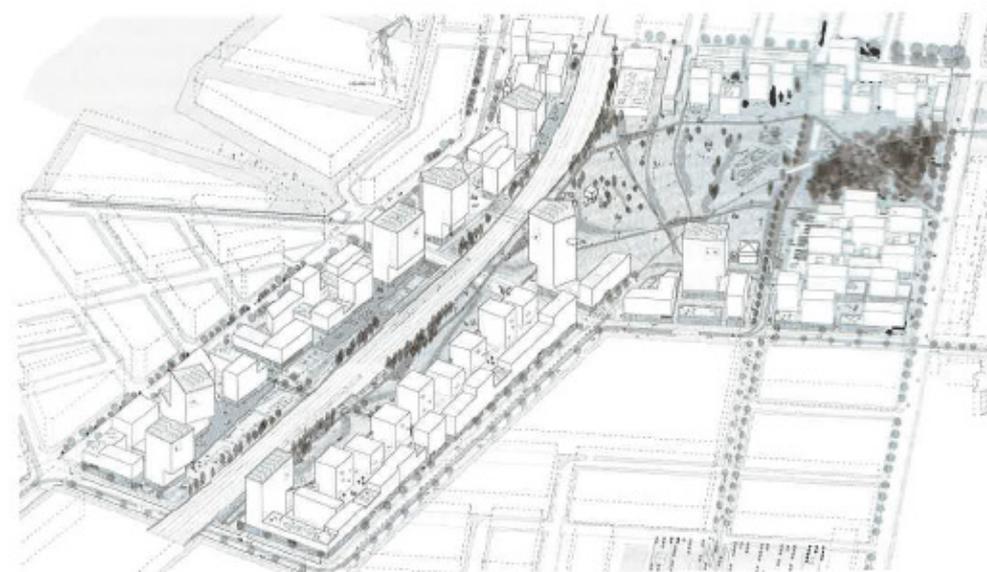
Vom FranZ aus ging es dann auf das Gelände des Nordbahnviertels, zunächst zu einem Mittagessen in der Quartiers-Greislerei.



Es folgte ein „Shared walk“, ein von hochkompetenten, engagierten Bewohner:innen geführter Rundgang durch das Gelände.



„Das neue Leitbild *Freie Mitte* [...] sieht den Erhalt der bestehenden Freiflächen vor, deren Verwilderung neue ökologische und soziale Mehrwerte in Aussicht stellt. Das Freihalten [...] wird durch eine höhere Dichte erreicht [...]. Indem die Bebauung den Freiraum rahmt, wird dieser zum Ausgangspunkt des neuen [...] Stadtteils.“ (Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung).



Axonometrie Nordbahnviertel. Städtebauliches Leitbild Freie Mitte - Vielseitiger Rand:
Studio VlayStreeruwitz

Auch im FranZ haben wir unsere Wahrnehmungen dann in einem „Collective Mapping“ wieder zu einer 3-D-Rekonstruktion des Stadtteils verdichtet und eine theologische Deutung unserer dort gesammelten Eindrücke vorgenommen.



Kaffee – im FranZ das „achte Sakrament“



Erfahrungen teilen: Website und Lokalpresse



Seit Januar 2023 arbeiten wir mit Stefan Weigand von „Wunderlich & Weigand“ an einer Website, die Konversionsflächen-Projekte im deutschen Sprachraum vernetzt und ihre Geschichten erzählbar macht.

Erste Veröffentlichungen: Lokalpresse



Ein Ortstermin im neuen Würzburger Stadtteil „Am Hubland“ Lernen, neu Kirche zu sein

21.03.2023 | 07:49 Uhr

Würzburg, Hubland, ein kalter Morgen Anfang März. Der Würzburger Hochschulpfarrer Burkhard Hose und seine Mitarbeiterin Elisabeth Wöhle warten am „Cube“. Der Würfel aus Glas beherbergt das „Gründerlabor“ des „Zentrums für digitale Innovationen Mainfranken“ (ZDI). Ein paar Meter entfernt beginnt das zentral gelegene „Grüne Band“ – das ehemalige Rollfeld der 2008 aufgelösten US-amerikanischen „Leighton-Barracks“, einer von einst vier Würzburger amerikanischen Kasernen. Neubauten überall – links und rechts von der Grünfläche, die für die zweite Würzburger Landesgartenschau 2018 angelegt worden ist; hier sollen einmal rund 5000 Menschen leben.



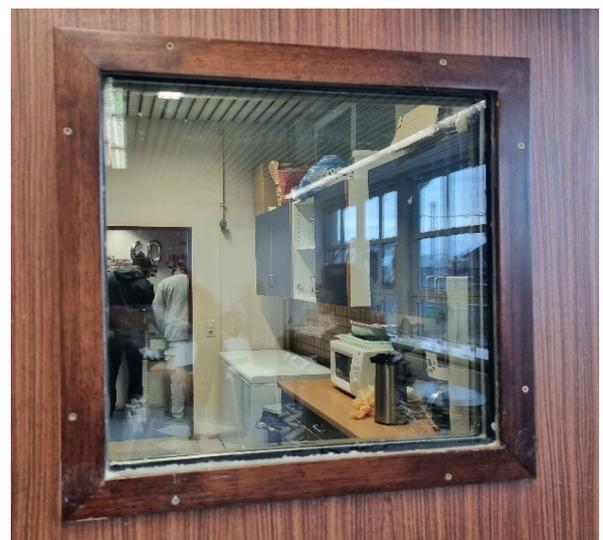
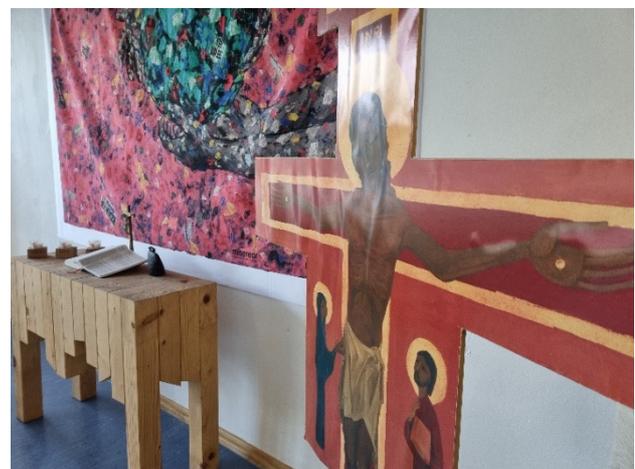
4. Workshop: Mannheim, 28.-29. 4. 2023 („Kirche im Bauwagen“)

Auch auf dem ehemaligen US-Militärgelände in Mannheim-Franklin (Gastgeber: Richard Link) gab es eine signifikante kirchliche Perspektivenumkehr. Hieß es dort zunächst: Das Stadtquartier soll ein Teil von uns werden – so erkannte man schnell: Nein, umgekehrt – wir müssen Teil des Stadtquartiers werden. Dieser umkehrbereite Kircheng Geist drückte sich baulich zunächst in einer ökumenischen „Bauwagenkirche“ aus, die ein noch immer spürbarer Hauch von urchristlicher Hauskirche umweht.



Gottesdienst wird auf Franklin heute in einem pastoralen Mehrzweckraum gefeiert: einem Klassenzimmer der ehemaligen Elementary School.

Auch hier eine multifunktionale Kirche mit Sofa, Kaffeemaschine und einem ganz besonderen Altar. Dieser wurde nämlich von den Inhabern einer Boulderhalle gebaut, bei denen die beiden Seelsorger unterkamen, als es ihnen im Bauwagen zu kalt wurde. Vorbild des Altardesigns: ein Clubtisch in der Boulderhalle.



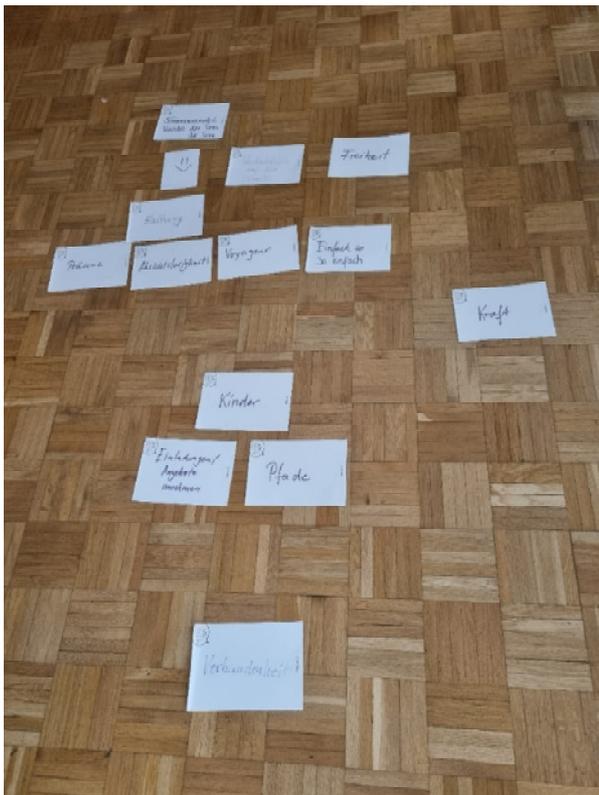
Next door: Ehemalige US-GIs, die uns spontan zum Barbeque einladen. Wir lehnen ab, denn wir müssen los, zur Erkundung des Geländes. Ein vertaner Kairos? Es bleibt die Frage, ob man sich in der Pastoral nicht viel öfter durch Gelegenheiten unterbrechen und einladen lassen sollte... Nicht umsonst hat Rolf Zerfaß das jesuanische Motiv der Gastfreundschaft (auch in der Perspektive des Gastes!) zum pastoralen Leitbild erklärt, Christoph Theobald spricht sogar von „heiliger Gastfreundschaft“ als *dem* Stil des Christentums.



Und wieder:
Auf Erkundung.



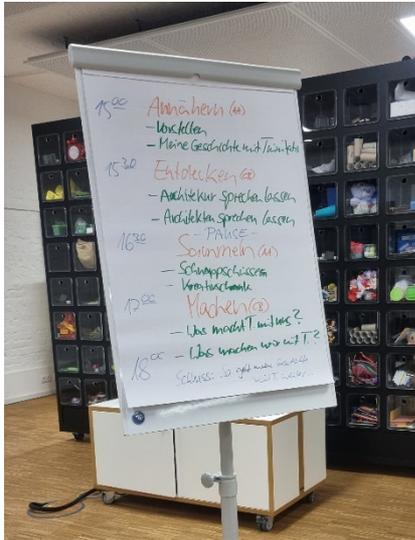
Auf dem Weg durch das Quartier zeigt Richard Link uns die alte Kirche des Militärgeländes, die eventuell gekauft werden soll (auch wenn man nur 2x im Jahr, zu St. Martin und an Weihnachten, einen Raum für über einhundert Menschen braucht). Spontane Reaktion: Warum wollt ihr eure gute Nachbarschaft zu den Leuten in der Elementary School denn aufgeben? Ihr habt dort doch alles, wonach sich viele in der Pastoral sehnen: ungezwungene Alltagskontakte zu ganz normalen Leuten...



Ortswechsel auf die theologische Metaebene: „Theologisches Clustern“ in Richards Wohnzimmer – mit einem echten Disclosurmoment. Auf dem Boden liegen einzelne Punkte unserer Raumerkundung auf dem Franklingelände, unter anderem die Stichworte „Kinder“ (beobachten), „Pfade“ (ausprobieren) und „Einladungen/Angebote annehmen“. Und dann die plötzliche Erkenntnis in der theologischen Draufsicht: „Das ist ja wie bei Jesus!“ (Burkhard Hose). Eine jesusbewegte Kirche liest an Kindern ab, wie reichgottesfrohe Existenz geht, sie ist im Geist des Wanderpredigers aus Nazareth unterwegs und sie lässt sich wie dieser in ihren Routinen immer wieder unterbrechen und einladen.



5. Workshop: Hubland, 5.-6. 5 2023 („Trinitatis lesen“)



Seit einem äußerst inspirierenden Zoom-Treffen am 16. Januar 2023 mit den Architekten Lukas Neuner und Christian Brückner von *Brückner & Brückner* war deren für die Landesgartenschau 2018 gebaute Wegkapelle *Trinitatis* als soziale „Akteurin“ (Bruno Latour) des Hublands auf den Plan getreten.



Kirchengründer:innen sind wie Paulus „Zeltmacher:innen“ (Apg 18,3). Es ist bezeichnend, dass der einzige explizit christliche Ort auf dem Hubland ein silbern glänzendes Aluminiumzelt ist (Anna Asteriadis: „Die Kapelle wird von selbst sauber, leuchtet aus sich heraus“): Gottes luftig-leichtes Zelt unter den Menschen – ein Raum verheißungsvoller Leere, dessen offene Präsenz im Quartier innere Weite signalisiert: „Mach den Raum deines Zeltes weit, spann deine Zelttücher aus, ohne zu sparen!“ (Jes 54,2).



Ähnlich wie die ‚Plastikblasen‘ der US-Barbeque-Pavillons durchbricht auch dieser Bau als dreieckiger, nichtverweckter Raum die architektonische Kubatur des Zweckrationalen. Es materialisiert die „Anti-Ökonomie“ (Georges Bataille) eines „object ambigu“ (Paul Valéry) – eine „Heterotopie“ (Michel Foucault) der gängigen Ordnung der Dinge, die aus sich heraus auf eine andere Welt verweist – und leuchtende Spuren dorthin legt.



Ausgangspunkt der Architekten war die Faltung eines Papiers – als Materialisierung des geheimnisvollen *Deus trinitaris*. Angesichts der aktuell gerade wieder neu diskutierten „Faltung“ (Anders Levermann) bzw. „Selbstentfaltung“ (Albrecht von Müller) der Welt lässt sich der dreifaltige Gott hier mit so unterschiedlichen Denker:innen wie Nikolaus von Kues, Gilles Deleuze oder Catherine

Keller als ein *Deus triplex* aktualisieren, dessen Einfaltung („*implicatio*“) in die Welt durch Jesus von Nazareth verkörpert wird und dessen Ausfaltung („*explicatio*“) in der Welt durch die Hl. Geistkraft vorangetrieben wird.

Die Architekten haben die Kapelle „aus der Erde heraus, hinauf ins Licht gezogen“ (Lukas Neuner). In ihrer Außenwand spiegelt sich die Welt – wobei der Neigungswinkel so gewählt ist, dass hier neben der Erde immer auch viel Himmel zu sehen ist. „Man hat den Himmel ja eigentlich immer vor Augen, aber hier sieht man ihn bewusst.“ (Lukas Neuner). Kirche als „Wolken Spiegel“ (Christian Brückner) und „Himmelsverstärker“: das sehen lernen, was eigentlich überall da ist. Besser kann man Karl Rahners „sakramentale Ekklesiologie“ (= Kirche als sichtbares Zeichen der unsichtbaren Gnade) eigentlich nicht übersetzen.



Facebook-Post im Nachgang des Workshops:

„Wieder ein Workshop in Würzburg: „Kirche am Hubland – ein urbanes Pionierprojekt“. Begegnungen in der Morgensonne, bei Kaffee und Zigarette. Abrackern im System. Und Abrackern am System. Kompetenzzuschreibung: Die missionieren nicht. Bei fehlender Systemresonanz nicht „Buzz words“ suchen, sondern gemeinsame Anliegen finden. Kirche für die Leute am Hubland (und mit ihnen). Ein bisschen so wie Jesus. Und dann: Eine Kapelle, die sich selbst nicht allzu wichtig nimmt, sondern einfach nur den Himmel spiegelt. Reduktion. Konzentration. Licht. Gottes Zelt – ein Raum verheißungsvoller Leere, unaufdringlich antreffbar im Quartier präsent. Geht so Kirche?“



Veröffentlichungen (II): Theologie

feinschwarz
THEOLOGISCHES FEUILLETON

Aktuelles Themen Leser*



19. Mai 2023

Konversionsflächen:
Kirche bekehrt sich auf
urbanem Neuland (Teil I)

Industrie-, Militär- und Verkehrsrui-
nen sind heute oft urbanistische Hotspots.
Christian Bauer fragt: Könnten sie auch

[...]

[Weiterlesen >](#)



19. Mai 2023

Konversionsflächen:
Kirche bekehrt sich auf
urbanem Neuland (Teil 2)

Industrie-, Militär- und Verkehrsrui-
nen sind heute oft urbanistische Hotspots.
Christian Bauer fragt: Könnten sie auch

[...]

[Weiterlesen >](#)

6. Workshop: Hubland, 6. - 7. 8. 2023

Gemeinsame Rückschau auf den miteinander zurückgelegten Weg (mit ersten Planungen zum Projektabschluss). Auch hier erfinden wir, unsere Stationen kreativ rekonstruierend, eine neue Methode: lineares Synchronisieren, d.h. ein Synchronisieren von Erinnerungen entlang der Linie eines diachronen Erinnerungsfadens.



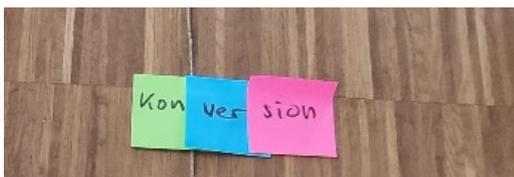


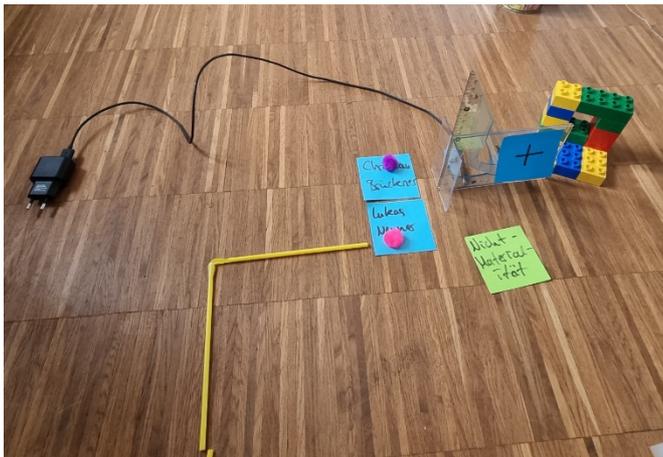
Beginn des Weges:

Zoom-Gespräch von Burkhard Hose
und Christian Bauer



Disclosuremomente mit Emmaus-Qualität,
in denen plötzlich ein Anderer auf dem
Forschungsweg hinzutritt





Aufladen:
Neue Projektenergie durch Trinitatis



Blumige Vogelscheuchen...



... und Trojanische Pferde

5. Vertiefungen:

Wozu dieses Projekt dient – und wozu nicht

Das Ziel dieses Forschungsvorhabens war weder ein 'executive summary' über die Sozialstruktur auf dem Hubland, noch die Beantwortung eines Fragenkatalogs hinsichtlich effektiver Pastoral in diesem Gebiet. Damit würden wir eine organisationale Logik pastoraler Raumplanung bedienen, die weder dort noch an ähnlichen Orten funktioniert und die pastorale Mitarbeitende letztlich enttäuschen wird. Niemand auf dem Hubland wartet darauf, effektiv 'beseelsorgt' zu werden und keine noch so präzise 'Marktanalyse' wird dem Bedeutungsverlust kirchlichen Lebens etwas entgegensetzen können.



Was wir stattdessen angestrebt haben und theologisch sowie sozial- und gesellschaftswissenschaftlich mit unserer Expertise fundieren können, ist ein Perspektivwechsel: Er beginnt mit dem Wahrnehmen des Hublands als Raum, auf dem Kirche zu Gast ist, auf dem sie Gastfreundschaft suchen muss und auf die Menschen dort angewiesen ist – nicht (mehr) umgekehrt. Das wird sowohl quer zur Organisationslogik eines Bistums liegen, als auch ein umständliches und bisweilen schmerzvolles Umdenken bedingen. Aber genau diesen Prozess nachzuvollziehen und dazu mitzunehmen ist Aufgabe universitärer Praxisforschung, wenn sie partnerschaftlich mit Kirche zusammenarbeitet.

Wir sehen darum auch davon ab, ein 'Rezept' für den Umgang mit dem Hubland zu präsentieren, sondern vermitteln etwas, das sich nur performativ, im Prozess der Begegnung greifen lässt. Denn Christentum als Stil bedeutet gegenseitiges Vertrauen und Wertschätzung. Es ist dieser Stil des Umgangs miteinander und mit den pastoralen Mitarbeitenden, der Christinnen und Christen auszeichnen wird. Nicht allein auf dem Hubland.

Christian Preidel

Konversionsflächen: Kirche bekehrt sich auf urbanem Neuland

Der Konversionsbegriff ist doppeldeutig: In städteplanerischem Sinn bedeutet er die Verwandlung eines urbanen „Nicht-Ortes“ (Marc Augé) in einem lebenswerten Platz, in theologischem Sinn jedoch ein individuelles Bekehrungserlebnis – und ein solches ist auch einer Kirche verheißen, die sich beherzt und umkehrbereit auf den synodalen Weg ihrer eigenen Selbstevangelisierung macht. Auf einem ehemaligen Gebiet der US Army („Leighton Barracks“), das durch städteplanerische Konversion gerade zu einem faszinierenden gesellschaftlichen Experimentierfeld wird, betritt das vom Bistum Würzburg in pastoralplanerischer Weitsicht finanzierte Forschungsprojekt „Kirche am Hubland – ein urbanes Pionierprojekt“ (2021–24) entsprechendes theologisches Neuland. Als multiprofessionelle Forschungsgruppe suchen sie nach Formen einer alternativen Präsenz von Kirche in diesem florierenden Stadtteil.



Neues Leben in alten Barracks

Ich selbst kenne das Gelände der ehemaligen Leighton Barracks noch aus meiner Schulzeit. Täglich bin ich mit dem Bus daran vorbeigefahren, hinter hohen Mauern befand sich ein verlockendes Stück Amerika. Heute ist das Gelände ein wunderbarer Ort für ein Sun-Downer-Bier mit alten Freund:innen. Ich mag die Weite des Blicks und das pulsierende Leben. Der gesellschaftliche Aufbruch am Hubland könnte auch einen kirchlichen Aufbruch inspirieren – zwischen struppiger Militärbrache und lebendigem Universitätscampus. Eine urbane Laborsituation, in der sich meine romantische, aber behäbige Heimatstadt Würzburg gerade als ein Experimentalraum für alternative Stadtkulturen neu erfindet (vgl. zum Beispiel die nach skandinavischem Vorbild als ‚öffentliches Wohnzimmer‘ konzipierte Stadtteilbibliothek im alten Tower).

Auferstehung in Ruinen

Städtische Konversionsflächen haben ihren eigenen Reiz. Der biblische Auftrag „verödete Städte besiedeln“ (Jes 54,3) wird hier in säkularer Weise eingelöst: Auferstehung in Ruinen. Die weitverbreitete Kirchenklage „Alles, was uns lieb war, liegt in Trümmern“ (Jes 64,10) könnte auch auf dem Hubland durch kreative ‚Umnutzung‘ von – metaphorisch gesprochen – leerstehenden Glaubensgebäuden durch ein alternatives Gottesprädikat abgelöst werden: Gott als schöpferischer „Maurer, der die Ruinen wieder bewohnbar macht“ (Jes 58, 12) und wir als seine Mit-schöpfer:innen in den „verödeten Städten“ (Jes 61,4) des Glaubens: „Dann bauen sie die uralten Trümmerstätten wieder auf und richten die Ruinen ihrer Vorfahren wieder her.“ (Jes 61,4).

Den Stadtteil theologisch lesen

Ein theologisches Entwerfen entsprechend unbeschwerter und leichtfüßiger ‚Architekturen der Pastoral‘ könnte auf dem Hubland zunächst einmal damit beginnen, die Architektur des Ortes mit einem theologischen Blick zu lesen. Wenn man die Geschichte, die dieser historisch bedeutsame Ort zu erzählen hat, in solcher Weise zu lesen versucht, dann landet man schnell bei Stichworten wie „Hinterlassenschaften freigeben“, „Brachflächen Freihalten“ und „Sichtachsen freilegen“:

- Freigeben: Die Pastoral könnte lernen, die Hinterlassenschaften des christlichen Glaubens mit frohem Herzen einer individuellen ‚Umnutzung‘ anzubieten. Das *depositum fidei* ohne kirchamtliche Kontrolle in die Gesellschaft hinein freizugeben, ist ein starkes Zeugnis für das Evangelium von der unbedingten Gnade Gottes („gratis data“) – ist es doch als eine *open source* inmitten der Stadtgesellschaft zur freien Entnahme hinterlegt. Sie steht in einem urbanen „Commoning“ des Evangeliums allen Menschen offen: „Ihr werdet Wasser schöpfen voll Freude aus den Quellen des Heils. [...] Auf, alle Durstigen, kommt zum Wasser [...], kommt und kauft ohne Geld [...].“ (Jes 22,13; 55,1).
- Freihalten: Die leere Mitte des Hublands steht den verschiedensten Nutzungen offen. Sie ist ein faszinierender urbaner Möglichkeitsraum, der keinen *horror*, sondern vielmehr eine *laetitia vacui*. Nichts muss hier, vieles kann. Auch im übertragenen Sinn braucht es pastorale Freiflächen, auf denen entsprechende jesuanische „Blumen auf dem Feld“ (Mt 6,28) gedeihen können: „Neben dem nährenden Weizenfeld [...] lassen die Menschen doch auch die schöne Kornblume blühen [...], schutzlos wächst sie in Freiheit und in heiterer Zuversicht, dass man das Leben unter dem weiten Himmel ihr gönne.“ (Dietrich Bonhoeffer).
- Freilegen: Die ehemalige Landebahn auf dem Hubland legt eine offene Sichtachse bis hin zur Festung hin frei – und verweist damit auf die großen axialen Sehnsuchtshorizonte menschlicher Existenz, für die das christliche Evangelium eine lebensförderliche Ressource sein will: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger:innen Christi. Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, was nicht in ihren Herzen Widerhall fände. Ihre eigene Gemeinschaft wächst aus Menschen zusammen, die [...] eine Botschaft des Heils empfangen haben, die allen vorzuschlagen ist.“ (GS 1).

Haltung der entdeckenden Präsenz

Auf dem Würzburger Hubland lernt man eine Pastoral der Zurückhaltung – und des Zutrauens in die eigene Unsicherheit. Sie ermöglicht eine zukunftsfähige Grundhaltung der unaufdringlichen Antreffbarkeit, des mitgehenden Interesses und der überraschbaren Offenheit: Präsenz vor Ort, passagere Seelsorge mitten im Quartier. Verbundenheit statt Kirchenbindung. Selbstbekehrung

statt Fremdmission. Nur so können städtische Konversionsflächen zu Orten des gelebten Evangeliums werden, an denen Menschen aufatmen und über sich hinauswachsen, aufrecht gehen lernen und zu sich und zueinander finden – und sich ihr Leben zum Guten wendet. Die Mottos vieler städtischer Transformationsprozesse sind auch in dieser Hinsicht inspirierend: „Mit Weitblick leben“ (Würzburg), „Ankommen. Losleben“ (Wien), „Von hier. Zum Wir“ (Mannheim).

Neue Orte, alter Stiefel?

Eine „heterotope“ (Michel Foucault) Pastoral des ANDERSWO kann sich daher an Orten wie dem Hubland zu einer „heteromorphen“ (Christian Kern) Pastoral des ANDERSWIE weiterentwickeln. Dazu braucht es aber – mit Paul Watzlawick gesprochen – keine routinierten, vermeintlich Sicherheit gebenden Lösungen erster Ordnung („Mehr desselben“), sondern stattdessen ein „Weniger desselben“ bzw. ein „Mehr des Anderen“. Es gilt nicht „mehr als bisher zu tun, vielleicht sogar weniger, das aber wieder mit mehr Herz und Mut, am besten auch mit mehr Spaß“ (Ottmar Fuchs). Diese nicht mehr nur *andersortige*, sondern auch *andersartige* Weise kirchlicher Weltpräsenz ermöglicht pastorale Lösungen zweiter Ordnung, die bestehende Referenzrahmen in Richtung einer synodalen, d. h. weghaft reformbereiten Kirchenumkehr überschreiten.

Pastorale Komplizenschaften

Entsprechend konversionstheologische Lockerungsübungen einer nicht nur *ad intra*, sondern auch *ad extra* wirklich ‚synodalen‘ Pastoral ermöglichen urbanistische „Komplizenschaften der geteilten Hoffnung“ (André Depierre), die den kirchlichen Binnenraum öffnen. Die Grenzen des gemeinsamen Weges („syn-odos“) werden fließend – und Kirchenleute gewinnen neue pastorale Weggefährten:innen jenseits des herkömmlichen Pfarrmilieus: kirchenferne, aber überraschend glaubensnahe „Zachäusmenschen“ (Tomas Halik), die im gemeinsamen Einsatz für das Quartier (z. B. in Stadtteilinitiativen) zu Verbündeten für die Sache Jesu werden. So kann sich in einer evangelisatorischen Gesamtdynamik dann auch die säkulare Bedeutung des Glaubens entfalten: „Das Evangelium erweist seine Aktualität an den Problemen der Menschen.“ (M.-Dominique Chenu).

Selbstentgrenzung der Kirche

„Suchet der Stadt Bestes“ (Jer 29,7) – dieses Prophetenwort an die Exilierten in Babylon ermöglicht ein neues Verständnis von der pastoralen Mission der Kirche. Sie geschieht dann nicht, weil die Anderen uns brauchen (das tun sie in der Regel nicht!), sondern wir die Anderen – ihre anderen Geschichten vom Leben und daher auch ihre anderen Geschichten von Gott. Mission als Selbstentgrenzung der Kirche auf ihren je größeren Gott – denn Spuren seiner verborgenen Präsenz kann man auch auf dem Würzburger Hubland, im Wiener Nordbahnhofviertel oder in Mannheim-Franklin finden.

Parallelfilm Arbeiterpriester

Ein vorkonziliarer Kirchenkrimi als historischer Parallelfilm: Dieser postkolonial-entdeckerische Missionsbegriff entspricht der Erfahrung der ersten französischen Arbeiterpriester, die nach dem Zweiten Weltkrieg in die Hafenviertel, Autofabriken und Kohleminen ihres Landes gingen, um als Arbeiter unter Arbeiter:innen das Evangelium zu leben. Bei ihrem Eintauchen in dieses kirchenfremde Milieu entdeckten sie eine „volle Welt“, die sie zwang, ihren eigenen Glauben „in Frage zu stellen“. Sie haben das jesuanische Evangelium, das sie den Arbeiter:innen bringen wollten, unter diesen überhaupt erst verstanden. Nicht sie haben die Arbeiter:innen zur Kirche, sondern jene haben sie im gemeinsamen Einsatz für die eigenen Rechte zum Evangelium bekehrt – mit dem Effekt, dass die Arbeiterpriester nun nicht mehr Arbeiter:innen bekehren wollten, sondern vielmehr ihre eigene Kirche.

Paradigmenwechsel

Dieser missionstheologische Paradigmenwechsel führt unweigerlich zu pastoralen Lösungen zweiter Ordnung („Weniger desselben“). Die Reaktion des Pianischen Kirchensystems war jedoch zunächst ein tiefes Nichtverstehen („Wieviele Bekehrungen gibt es?“) und dann massive lehramtliche Repression. Als pastorale Alternative wurde den Arbeiterpriestern ein „Mehr desselben“ vorgeschlagen („die Gründung von Kindergärten oder die Vermehrung der Ministranten und frommen Vereine“) – bevor das Priesterdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils ihren explorativen Ansatz dann offiziell rehabilitierte und von Elementen der Heiligkeit auch „außerhalb des Gefüges“ (LG 8) der Kirche, von den „Strahlen“ (NA 2) der Wahrheit auch in anderen Religionen und sogar von einem verborgenen Wirken der Gnade Christi in den Herzen aller „Menschen guten Willens“ (GS 22) sprach.

Kirche braucht Hubland

Daher: Kirche braucht Hubland – und nicht umgekehrt. Konversionsflächen wie diese sind kein gesellschaftliches Missionsgebiet, sondern vielmehr ein kirchliches Lernfeld. Und damit auch ein spiritueller Ort für Exerzitien von Kirchenleuten, die dort eine präsenzpastorale Haltung erproben können, die ihnen auch anderswo weiterhilft: „Das kann man dann auch in Karlstadt, Schweinfurt oder Hammelburg so machen.“ (Elisabeth Wöhrle). Dabei geht es dann weniger darum, selber Einladungen auszusprechen und eigene Angebote zu machen („Mehr desselben“), sondern vielmehr Einladungen von Anderen anzunehmen und auf fremde Angebote einzugehen („Mehr vom Anderen“). Und so zu einer schöpferischen Minderheit in der Diaspora unserer späten Moderne zu werden:

„Wir stehen im Übergang von einer Kirche, die sich selbst behauptet [...] hin zu einer Kirche, die teilnimmt an dem, was die Menschen bewegt und umgekehrt ihnen Anteil an dem gibt, was sie als ihr Erbe hütet. [...] Sie akzeptiert die ihr [...] zugemutete Minoritätsrolle. Aber gerade so – im Horchen auf die Tiefe der

Stimmen, in und unterhalb der Konfessionen, Religionen und Kulturen – entdeckt sie neu ihre Identität. [...] So wird sie fähig, von einer Pastoral der Eroberung Abschied zu nehmen zugunsten einer Pastoral der Präsenz unter den anderen [...]. Statt über die schlechten Zeiten zu klagen [...], begreift sie die gegenwärtige Situation als eine Einladung des Geistes Gottes, eine neue Gestalt des Kircheseins zu entwickeln, eine neue pastorale Kultur." (Rolf Zerfaß).

Es lohnt sich daher, Menschen an solche Orte mitzunehmen und dort gemachte Erfahrungen eines grundlegenden pastoralen Sinneswandels mit ihnen zu teilen. Denn eines haben wir auf unserem Forschungsweg immer wieder erfahren dürfen: Geschichten zeugen Geschichten. Und auch fremder Boden trägt.

[Gekürzte Fassung eines Artikels auf Feinschwarz.net]

Christian Bauer

Kirche am Hubland

„Mit Weitblick leben“ ist der Slogan der Stadt Würzburg, mit dem sie ein neues Stadtviertel auf der Anhöhe des Hubland plant und baut. Und einen weiten Blick hat man tatsächlich, wenn man beispielsweise auf der Längsachse des ehemaligen Flugfelds steht und auf dem gegenüberliegenden Hügel die Festung Marienberg und gegenüber das Würzburger Käppele ausmachen kann.



Hier oben entsteht im Osten der Stadt auf dem Gelände der ehemaligen Leighton Barracks (auf dem Areal des ehemaligen US-Flugplatzes) ein neuer Stadtteil. Die Bezeichnung Hubland geht auf eine topographische Bezeichnung von Karten aus dem 18. Jahrhundert zurück, auf denen verschiedene Steinbrüche erwähnt sind. Die These, dass der Name mit dem Aushub der Steinbrüche im Zusammenhang steht, ist allerdings nicht belegt.



Neben von der Universität oder dem Studentenwerk genutzten Gebäuden und Räumen entsteht in sieben neuen Quartieren ein vielfältiger Mix aus Miet- und Eigentumswohnungen, öffentlich geförderten Wohnungen, Eigenheimen, Wohnraum für Studierende, ein Senior*innenwohnstift aber auch großzügige Spiel-, Sport- und Erholungsflächen. Wohnraum für bis zu 4.500 Bürger soll auf dem Areal entstehen. Ein Großteil der Wohngebäude ist bereits bezogen, die übrigen befinden sich noch im Bau oder stehen kurz vor der Errichtung.

Geplant sind Einrichtungen und Angebote für alle Altersgruppen. „Eng verzahnt mit dem Landschaftsraum und den umstehenden bestehenden Strukturen soll ein neuer lebendiger Stadtteil entstehen, der vielfältigen Raum für Wohnen, Arbeiten, Forschen, Studieren und Erholen bietet,“ ist im übergeordneten Leitbild für die Stadtteilentwicklung zu lesen. Auch auf Bürger*innenbeteiligung setzt die Stadt.

„Trinitatis“ – ein Relikt der Landesgartenschau?

Eher am Rand des Flugfelds befindet sich auf diesem Gebiet die ökumenische Wegkapelle Trinitatis („Dreifaltigkeit“). Geplant und ausgeführt vom Architekturbüro Brückner & Brückner, sollte sie zunächst nur während der Landesgartenschau 2018 Ort der Begegnung und des Rückzugs sein. Unter anderem für diesen Raum erhielt das Architekturbüro den renomierten Architekturpreis „Best Architects 21 Award“.

Die Entscheidung fiel und die Kapelle blieb auch nach der Landesgartenschau und lässt seither manche*n Besucher*in rätseln, was sich hinter diesem Bau verbirgt. Mittlerweile ist sie unscheinbar und unaufdringlich die einzig „sichtbare“ Präsenz von Kirche am Hubland.

Wie ein dreiseitiges Zelt mit reflektierender Oberfläche lädt sie ein, sich auf einen spiralförmigen Weg ins Innere zu machen. Dabei spiegelt die Außenhaut je nach Blickwinkel die Umgebung, die Menschen, die sich auf diesen Weg machen, und auch viel Himmel wider. Diese Spiegelungen machen Welt und Umfeld noch einmal in einer besonderen Weise sichtbar, schaffen aber auch eine Verbindung zwischen Himmel und Erde. Innen wird der Blick sofort nach oben zu einer dreieckigen Öffnung gelenkt, durch die ebenfalls ein kleines Stück Himmel sichtbar ist. Durch die schlichten schall- und raumbegrenzende Wände und eine Sitzbank, die durchgängig von außen nach innen gezogen ist, kann sie zu einem guten Ort werden, zur Ruhe zu kommen, Stille zu finden und bei sich selbst anzukommen.

Die KHG als Akteurin in diesem neuen Feld

Die KHG (Katholische Hochschulgemeinde) Würzburg ist mit ihrem Aufgabenschwerpunkt Arbeit mit Studierenden und für Studierende schon länger am Hubland präsent. Hier befinden sich ein Teil der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (JMU) mit Bibliothek und Mensa aber auch Teile der Technischen Hochschule Würzburg-Schweinfurt (THWS). Und hier ist auch seit einer Zeit die KHG gemeinsam mit der ESG in Räumen der Uni zu Gast und Miete.

Zusätzlich zu diesem Arbeitsfeld haben zwei Kolleg*innen aus dem Team von der Diözese Würzburg den Auftrag bekommen, in einem gesonderten Projekt danach zu fragen, was es bedeuten könnte, in diesem neu entstehenden, sich entwickelnden und lebendigen Stadtteil auch als Kirche anders präsent zu sein. Aus der Hochschuleseelsorge kommend sind wir immer wieder mit der Herausforderung konfrontiert, sprachliche und strukturelle Hürden und Barrieren abzubauen, die mit kirchlicher Präsenz verbunden werden.

Uns beschäftigt also als **Kirche am Hubland** die Frage, was es heißen könnte, nicht mit fertigen Konzepten zu kommen, sondern vom Raum her zu denken und auch vom Raum und den Menschen, die darin leben, zu lernen.

Was es heißen könnte, als Kirche auf diese Weise fragend unterwegs zu sein ...

Für uns hieß das zunächst, dass wir uns für den Projektbeginn wissenschaftliche Begleitung suchen, um immer wieder neue Haltungen zu überdenken, theologisch zu fundieren und Schritte zu reflektieren.

Mit einem wissenschaftlichen Team um Prof. Dr. Christian Bauer (Professor für Pastoraltheologie an der Universität Münster) war hier schnell ein gutes Gegenüber gefunden. Es ist ein Experiment, das noch mitten in der Entwicklung steckt und sicher und hoffentlich nie beendet sein wird, da dieses „andere Unterwegssein“ eher mit einer Haltungsänderung zu tun hat. In unserem Projekt **Kirche am Hubland** machen wir also die grundsätzliche Erfahrung, dass es weniger um passende Veranstaltungsformate geht, sondern um eine Haltungsänderung.

Uns wird als Suchende und Tastende deutlich,

- dass wir als Kirche erst einmal lernen müssen, damit umzugehen, dass uns niemand braucht und wir auch nicht vermisst werden;
- dass es uns gut täte bescheidener aufzutreten;
- dass die Frage nach Haltung sich in einer fragenden Haltung widerspiegelt – ohne fertige Antworten – ohne feste Konzepte;
- dass wir selbst als Suchende und Experimentierende unterwegs sind und nicht als Fachleute in Bezug auf gelingendes Leben – dass wir keine Perspektive von einer Meta-Ebene aus einnehmen, keine Sonder- oder privilegierte Stellung einnehmen, sondern mittendrin und selbst Teil des Ganzen sind;
- dass wir als Kirche ohne „Baulast“ unterwegs sind, d.h. dass wir in keine eigenen Räume einladen oder diese zur Verfügung stellen können, sondern ohne festen Raum unterwegs sind – d.h. nicht (nur) Gastgeber*in sein, der oder die den Rahmen der Veranstaltung bestimmt sondern (auch) Gast – teilnehmend, Einladungen annehmend und einmal nicht mit dem "Hausrecht" ausgestattet zu sein;
- dass wir absichtslos da sein können, einfach so, einfach präsent – ohne vorgefasste Ideen davon, was passieren oder welches Ergebnis erzielt werden sollte, nahbar und offen für mögliche Begegnungen;
- dass wir in diesen Begegnungen uns gegenseitig einander etwas von unserer Geschichte und unseren Geschichten erzählen.

Vielleicht wirken diese Punkte eher banal, und wer nach greifbaren Ergebnissen, Rezepten und einer hohen Wirksamkeit oder Sichtbarkeit sucht, wird eher enttäuscht werden. Und doch ist dieser Perspektivwechsel herausfordernder, als es auf den ersten Blick zu sein scheint.

Diese Haltung ist jedoch nicht gebunden an ein bestimmtes Projekt oder einen bestimmten Ort. Sie kann überall zum Tragen kommen, wo Kirche ihr sicheres Terrain verlässt und sich auf dieses Experiment einlässt.

Vernetzt sein ist alles

Wichtig wurden uns in unserem Suchprozess auch gute Vernetzungen.

Neben den inspirierenden Kontakten zum wissenschaftlichen Team, die auch noch über die Begleitungsphase hinausgehen, geschehen diese vor Ort mit den Teams der angrenzenden Gemeinden, mit ökumenischen Vernetzungspartner*innen, mit Einrichtungen und Institutionen der Stadt, mit Gesprächspartner*innen im Stadtteil, mit Menschen, die sich für das Projekt interessieren, und dann auch zufällig entstandenen Kontakten.

Darüber hinaus schätzen wir jedoch auch den Austausch mit anderen Projekten, die unter anderen Gegebenheiten mit den gleichen Fragen unterwegs sind und von denen hier auf der Homepage einige andere Orte sich vorstellen.

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Elisabeth Wöhrle sf und Burkhard Hose

FranZ schläft nicht! **Über eine Pastoral offener Türen**

Kurz vor der Coronazwangspause öffnet das FranZ im Wiener Nordbahnviertel. Das FranZ mit großem "Z" ist ein katholisches Begegnungszentrum und gehört zur Pfarre St. Johann Nepomuk. Die Türen des Begegnungszentrums sind zwar momentan verschlossen, aber FranZ schläft nicht. Am Auferstehungstag baut das FranZ einen Osterkerzen-Pickup-Stand auf. Osterlicht scheint bekanntlich gratis.



Luftlinie keine drei Kilometer vom Steffl

Zentraler kann Wien nicht wachsen, auch kirchlich gesehen. Mit der U1 drei Haltestellen vom Stephansplatz entfernt wächst seit einigen Jahren auf dem ehemaligen Nordbahnhofgelände hinter dem Praterstern ein neues Grätzl (das Wort zählt zu den ostösterreichischen Besonderheiten der deutschen Sprache). Die Städteplaner*innen waren sich von Anfang an einig, dass auch die Kirche ins Grätzl gehört! Anders als in der Wiener Seestadt, wo verschiedene Religionsgemeinschaften zusammen an einem "Campus der Religionen" bauen, heißt die Devise im Nordbahnviertel jedoch: Jeder für sich. Die Serbisch-Orthodoxe Kirche ist in einer alten Straßenbahnremise zuhause, die Rumänisch-Orthodoxe realisiert gerade einen Kirchenneubau in der Bruno-Marek-Allee und die Katholische Kirche ist Ende Februar mit dem FranZ in ein 200-Quadratmeter-Erdgeschosslokal eingezogen.

Der Bebauungsplan sieht eine gigantische Grünfläche vor, die Freie Mitte, um die herum sich die Wohnblöcke der diversen Bauträger gruppieren. Einer trägt den Namen "Neue Heimat" (mit großem „N“). Das Nordbahnhofareal bietet bis 2025 etwa 20.000 Menschen eine neue Heimat (mit kleinem „n“). Über die Architektur lässt sich streiten, über die Attraktivität als Wohnort hingegen nicht. Denn die Wohnungen sind heiß begehrt, vor allem bei jungen Paaren und Familien. Kein Wunder, wenn Kinder hier spielen können als wären sie auf dem Kirchplatz am Land. Außer ein paar rostigen Schienen und dem denkmalgeschützten Wasserturm erinnert nicht mehr viel an den Bahnhof.

Noch nicht sesshaft

Der Wasserturm gilt insgeheim schon als Wahrzeichen des Grätzels. Er hätte auch durchaus Potential für einen kirchlichen Andersort – mit Symbolcharakter. Schließlich ist das Wasser ist nicht irgendein Symbol für den Glauben und das Leben. Außerdem sticht er als eines der wenigen Relikte aus alter Zeit in der ansonsten modernen Architektur sofort ins Auge. Er besitzt für

viele Nordbahnviertler*innen längst einen identitätsstiftenden Charakter, genau wie die Nordbahn-Halle, die eine viel kürzere, aber eine nicht weniger spannende Vergangenheit vorzuweisen hat. Wo einst Konserven abgefüllt wurden, entstand über 2 Jahre hinweg ein Experimentierort für nachhaltige Nutzungen und ein Hotspot für Grätzelkommunikation. Als die Nordbahn-Halle 2017 einen ersten Call für Macher*innen startete, war das FranZ unter den Bewerbern für einen der neu geschaffenen Co-Working-Spaces.

Offene Türen

Daraus wurde nichts. Es war der erste Versuch vor Ort ansässig zu werden. War dieser erste Versuch zu früh für eine ‚sesshafte Hausgemeinde‘? Offensichtlich. Theologisch gesprochen heißt das: FranZ bleibt erst einmal ein ‚umherziehender Wanderprediger‘. Und pastoral: FranZ betritt fremde "Räume" wie z.B. den Rudolf-Bednar-Park für ein Wandercouchprojekt, die Nordbahn-Halle für ein Theaterprojekt oder nach Ladenschluss die Greißlerei "Salon am Park" für Gesprächsabende. FranZ geht in dieser Phase des ‚Wanderpredigens‘ durch viele offene Türen und überwindet mehrmals das damit verbundene erste Fremdeln und die Unsicherheit: Wie schafft FranZ Kirche im Nordbahnviertel von heute zu sein?

Eine pastorale Diskrepanz im eigenen Pfarrgebiet wird spürbar – dort sesshaft (St. Johannes Nepomuk), hier umherziehend (FranZ). "Da müssen wir was machen", bemerkte der emeritierte Weihbischof Helmut Krätzl bei seiner Visitation im Herbst 2016. Und der Stein am drei Kilometer entfernten Stephansplatz kommt ins Rollen. Die Suche nach einem geeigneten Raum konkretisiert sich. Dreieinhalb Jahre später feiert das FranZ in der Bruno-Marek-Allee – zwischen Radgeschäft und Holzofenbäckerei – seine Eröffnung mit Kardinal Christoph Schönborn. Mit der Eröffnung wird aus dem "FranZ geht hin" die Einladung "Komm ins FranZ!".

Experimentierort der Kirche

Man gelangt über die Bruno-Marek-Allee zum Vordereingang hinein oder kann sich über die Schweidlgasse von hinten hineinschleichen. Zwei offene Türen setzen die Hemmschwelle, einen kirchlichen Raum zu betreten, der auf den ersten Blick mehr wohnlich als heilig wirkt, hoffentlich weit nach unten. Für Wohnföhlatmosfera sorgt eine große Küche, in der Küche spielt sich ja bekanntlich das Leben ab, und die Möglichkeit zum Möbelrücken. Insgesamt 24 Rollen sorgen für pastorale Flexibilität: Zwei Couches, zwei Regale, die Kücheninsel, selbst der Altar und die Kerzenhalter sind mobil. Es ist der zweite Versuch, vor Ort ansässig zu werden (nach dem ersten in der Nordbahnhalle), und gleichzeitig der erste Versuch, das Umherziehen nicht völlig aufzugeben. Diese Ambivalenz gehört wie das Amen in der Kirche zur Kirche. In der pastoralen Wirklichkeit spießt sich das hier jedenfalls noch nicht mit vielen Gemeindefraditionen, die es im FranZ nicht gibt. Und genau darin liegt die große pastorale Chance des FranZ. Das Begegnungszentrum versteht sich als ein Experimentierort der Kirche und besitzt auch keine voll ausgestat-

tete Kapelle, sondern einen "sakralen Staunraum". Man könnte auch "Wow"-Raum dazu sagen, weil er einlädt sich positiv überraschen und von einem Funken der sakralen Strahlkraft des Raumes berühren zu lassen.

Wow-Effekt des Staunens

Für die Strahlkraft hat ein junger Künstler namens Jonas Feferle gesorgt. Gekonnt hat er die Gegebenheiten des Raumes – eine tragende Säule – in das Altarbild integriert und damit den Wow-Effekt des Staunraums erzielt: Das Kreuz ist im Altarbild nur angedeutet. Erst in einer bestimmten Position, erkennt der Betrachter die ganze Dimension des Kreuzes. Der Clou dabei ist, dass ich mich buchstäblich in das Kreuz stellen muss, um es zu entdecken. Das Entdecken ist gewollt. Die Schönheit des Christentums muss man entdecken können dürfen, vor allem, wenn man, wie viele Bewohner*innen des Nordbahnviertels, zwar vertraut ist mit der Kirche, einem die Traditionen und (Vor-)Bilder aber fremd (geworden) sind.

FranZ mit großem Z

Deshalb trägt das Begegnungszentrum auch den Namen "FranZ" und nicht "Heiliger Franziskus". Wenn jemand keinen Bezug zu Franz von Assisi hat, dann kennt die Person vielleicht einen Franz und wagt trotzdem den Schritt über die Schwelle ins Zentrum. Der Name kann Türöffner sein. Die Schreibweise mit großem "Z" ist natürlich nicht zufällig gewählt, sondern steht für Zentrum. Franz wiederum steht nicht nur für den legendären Heiligen, sondern lässt sich auch mit dem amtierenden Papst in Verbindung bringen. Der Name ist Programm und ganz im Sinne einer milieusensiblen Pastoral mit Blick auf das Gros der Nordbahnviertler*innen gewählt. Sich mit dem Heiligen Franziskus zu identifizieren dürfte einem umweltbewussten Menschen im Nordbahnviertel nicht sehr schwer fallen. Es scheint deshalb naheliegend, über die Anschaffung einer Franziskusstatue nachzudenken. Im Moment schläft jedoch noch eine bereits bestellte Madonna in der Sakristei des FranZ (siehe Beitragsbild). Sie trägt einen dicken Plastikschutzmantel.

[Artikel auf Feinschwarz.net]

Anna Asteriadis

Kirche auf Franklin

In Mannheim befindet sich eine der größten städtebaulichen Konversionsflächen Deutschlands. Das Areal wurde früher von der US-Army als Kasernengelände, vor allem aber als Wohnsiedlung für Armeeingehörige und deren Familien genutzt. Nun entsteht auf der Großbaustelle des ehemaligen Benjamin-Franklin-Village ein modernes Wohnquartier für 10.000 Menschen. Was bedeutet das für die Kirchen?



Erkennbar präsent sein

Die evangelische und die katholische Kirche in Mannheim hatten sich zum Ziel gesetzt, von Beginn an auf diesem Konversionsgelände erkennbar und konfessionsübergreifend präsent zu sein. Es ging und geht darum, auf Menschen zuzugehen, sie zu begrüßen und ihre Anliegen wahrzunehmen. Davon ausgehend gilt es, mit ihnen auszuprobieren und herauszufinden, wie sich an diesem Ort Christsein gemeinsam leben lässt und welche Gestalt von Kirche sich entwickeln kann.

Grundsätzlich ökumenisch

Kirche auf Franklin ist grundsätzlich ökumenisch unterwegs. Die Überzeugung, dass es wichtig ist, bei so einem bedeutsamen städtebaulichen Projekt konfessionsübergreifend zusammenzuarbeiten, hat manche Detailfragen in den Hintergrund gedrängt. Basis der Zusammenarbeit waren in den ersten Jahren eher Absprachen und Vereinbarungen als ein detailliert ausgearbeiteter schriftlicher Projektplan. Gemeinsam Erfahrungen sammeln und gemeinsam agieren hatte für die Verantwortlichen beider Kirchen Vorrang vor konfessionellen Differenzierungen. Es zeigt sich, dass dies den Menschen auf Franklin sehr entspricht. Die Frage, wer welcher Konfession angehört, ist für deren Zugehörigkeitsgefühl und Engagement nicht relevant. Inzwischen hat sich auch eine Kooperation mit dem CVJM Mannheim entwickelt.

„Wir machen Kirche ohne Kirche“

Zwar gab und gibt es nach wie vor die von den Amerikanern hinterlassene Garnisonskirche auf dem Gelände, aber diese ist bislang nicht nutzbar. So war der erste Kirchort auf Franklin ein ausrangierter Bauwagen, das Geschenk eines Mannheimer Bauunternehmens. Er dient Kirche auf Franklin bis heute als Treffpunkt und als Aktionsmobil.

Auch wenn wir inzwischen zusätzlich ein ehemaliges Klassenzimmer in der früheren amerikanischen „Elementary School“ als multifunktionalen Kirchen-Raum nutzen, sind wir räumlich sehr beengt. Viele Aktionen und Gottesdienste finden deshalb openair statt. Das ist anstrengend und

manchmal kompliziert, aber wir erleben: Kirche geht auch ohne Kirche(ngebäude). Kirche kann improvisieren.

Pioniergeist ist ansteckend

Eine große Chance für die Kirchen liegt darin, dass viele der neuen Bewohner*innen des Stadtteils einen deutlichen Pioniergeist spüren und leben. Der zeigt sich unter anderem in einer großen Bereitschaft, sich gemeinsam für etwas Neues zu engagieren. Dieser Spirit ist ansteckend und anziehend.

Heimat finden und Heimat gestalten

Zwei wesentliche Aufgaben haben sich für die Arbeit von „Kirche auf Franklin“ von Beginn an abgezeichnet und beschäftigen alle Beteiligten immer noch.

Zum einen die Initiierung und Etablierung erfahrbarer Gemeinschaftsform(en) von christlichem Zusammenleben im neuen Stadtteil. Eine Form von Kirche, die Heimat bietet. Eine Kirche, der die Menschen selbst das Gesicht geben können, das für sie und ihre Lebenssituation stimmig ist. Bisher sind es bislang überwiegend junge Menschen mit Kindern, die Angebote von Kirche auf Franklin initiieren und gestalten bzw. sie wahrnehmen. Das entspricht auch der Bevölkerungsstruktur im Stadtteil

Zum anderen die Klärung, wie die frühere Garnisonskirche als soziales Zentrum des Stadtteils gestaltet und genutzt werden kann. Das wollen wir nicht nur für uns selbst, sondern zusammen mit anderen Organisationen angehen, z.B. mit dem Eine-Welt-Forum Mannheim oder mit Duha e.V. einem muslimischen Sozialverband.

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Richard Link

Methodische Zugänge, Konversionsflächen zu entdecken

Konversionsflächen sind besondere Räume, auf denen sich Kirche selbst bekehrt. Um solches Terrain (neu) zu entdecken, braucht es passende Methoden. Am Hubland und Nordbahnviertel (Link: Nordbahnviertel) war es uns wichtig sowohl die Geschichten der Menschen als auch den wahrgenommenen Sozialraum zu erkunden und abzubilden. Hierfür bedienten wir uns an sozialgeographischen Methoden.



Orte begehen und Räume entdecken

Sozialgeographisch zu arbeiten bedeutet: Räume, Identitäten und Machtgefüge an einem Ort aufzudecken. Um einen begrenzten Sozialraum wie das Hubland und das Nordbahnviertel zu untersuchen, diente uns zunächst ein empirischer Klassiker: die Methode des begleitenden Spazierens – auch *Shared Walk* genannt. Die sozialkonstruierten Räume werden erst im Begehen der Orte ersichtlich. Die physische Erkundung des Feldes ist somit gewichtig.

Ausgestattet mit Videokameras und ein paar gesprächsanregenden Fragen im Gepäck, begleiteten wir pastorale Akteur*innen und Menschen aus dem Viertel beim Spaziergang durch ihr Quartier. Dabei berichteten diese von ihren Begegnungen mit den Menschen vor Ort und erzählten uns von ihren Raumerfahrungen. Sich bewusst dem Raum und den damit verbundenen Geschichten anzunähern kann also jeder und jede. Nach unserer Erfahrung hilft es auch die Geländestreifzüge per Video festzuhalten, um Narrative und Spontaneindrücke zu sichern.

Möchte man den Streifzug intensivieren, reicht es schon, die Kamera-App am Handy zu öffnen und sich beim Einlassen auf den Umraum Orte und Gegenstände abzulichten. Es gibt keine Motivtabus. Alles, was den Raum und seine Geschichte(n) betrifft, kann mit der Linse eingefangen werden. Mit den Momentaufnahmen wird die Wandelbarkeit sozialer Wirklichkeit aufgenommen und diskursfähig. Die Motivjagd erhöht jedoch nicht nur die Lust am Erkunden, sondern erleichtert anschließende Reflexionen über das Erfahrene. Gerade beim Teilen der Erfahrungen mit anderen können neue Einsichten gewonnen werden.

Die Karten in unseren Köpfen abrufen

Um zu überprüfen, welche Raumwahrnehmungen gemacht werden, bietet sich die Methode des Mental Mapping an. Diese Methode hilft beim Reflektieren und Anbahnen von geographischem Denken. Einfach ausgedrückt wird versucht, die im Gehirn gespeicherte (kognitive) Karte eines Raumes zu visualisieren. Dies hat mehrere Vorteile. Beispielsweise werden so (nicht) wahrgenommene Bestandteile eines Raumes aufgedeckt. Zudem erleichtert die Methode das Sprechen

über den Raum und seine Besonderheiten. Kurz: Für andere wird klar, was eine Person räumlich und narrativ von dem erkundeten Raum behalten hat. Um solche mentalen Karten kreieren zu können braucht es nur Stift und Papier. Daraus entsteht dann eine gezeichnete (mentale) Karte.

Alternativ lässt sich eine Mental Map auch bauen. So haben wir das Hublandgelände gemeinsam in einem schemenhaften Raummodell errichtet. Als Hilfsmittel diente uns der Ideenspender. Ein Schaukastenschrank auf Rollen, gefüllt mit verschiedenen Utensilien und Alltagsgegenständen. Dieser ist Bestandteil des Ideenlabors des ZDI im Tower am Hubland. Der Ideenspender ermöglichte es uns den wahrgenommenen Raum modellhaft als Gruppe zu visualisieren.

Statt *in* Schubladen zu denken, ging es darum, *aus* Schubladen zu denken. Mit Gegenständen und den damit verbundenen Assoziationen ist das Erstellen einer gemeinsamen, schemenhaften Konversionsfläche einfacher. Auffälligkeiten, Spezifika, Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden so schnell sichtbar. Weitere Vorteile sind: Kreativität kommt ins Spiel, Diskurse werden entfacht und Wahrnehmungen geteilt. Außerdem macht es eine Menge Spaß so den erkundeten Sozialraum abzubilden.

Was wichtig bleibt

Trotz aller Optionen bleibt es am Ende weniger eine Frage mit welchen Methoden man den Raum erkundet und nachbildet, sondern viel mehr, dass man offen und sensibel für den Sozialraum wird bzw. bleibt. Denn was bedeutsam für die Menschen im Quartier ist, lässt sich im Raum entdecken. Oder anders: Ohne Weitsicht für den Raum, kein Gespür für das, was die Menschen vor Ort von ihrer Kirche brauchen. Pastorale Präsenz gelingt also nur über eine Bewusstwerdung des Räumlichen. Kurz: Blickwechsel vornehmen und Fährten aufnehmen. Die raumsensiblen Methoden können dabei als Hilfsmittel dienen.

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Lukas Moser

Haltung der Präsenz

Mal einfach nur da sein – das wünschen sich heute viele in der Pastoral. Ohne theologisches Drehbuch, ohne missionarische Hintergedanken und ohne pastorale Verwertungsabsicht. Einfach nur da sein, sonst nichts. Seelsorge „sine glossa“ – ohne Kleingedrucktes, Randbemerkungen und Fußnoten. Für die Leute und mit ihnen. Dass das keine Utopie sein muss, haben wir auf Konversionsflächen gelernt, auf denen sich Kirche gerade neu erfindet – und zwar ganz einfach, weil sie es muss. Weil es nicht mehr genug Ressourcen gibt, um in jedem neuen Stadtteil eine neue Kirche mit Pfarrzentrum und Kindergarten zu bauen. Ein spannendes Experiment: Was bleibt eigentlich von der Kirche übrig, wenn man sich nicht mehr auf Jahrhunderte lang eingespurte pastorale Routinen wie das Kirchenjahr oder die Sakramentenkatechese verlassen (und dahinter verschanzen) kann: Alle Jahre wieder... ?



Wende zum Weniger

Präsenzpastoral heißt: Wende zum Weniger als Umkehr zum Wesentlichen. Oder anders gesagt: Konversionsflächen als Chance kirchlicher Selbstbekehrung. Als Chance, eine Haltung der unaufdringlichen Antreffbarkeit kennenzulernen und einzuüben. Die Stuttgarter Caritastheologin Dr. Dorothee Steiof hat in einem durch das Bonifatiuswerk finanzierten Pilotprojekt den Beweis angetreten, dass das tatsächlich gelingen kann – inspiriert durch den Geist der Straßenexerzitien und Beispiele aus den Niederlanden. Hier berichtet sie in einem Essay von ihren Erfahrungen, hier in einem Podcast und hier in einem Film.

Jesuanischer Ursprung

De praesentia ecclesiae in mundo hodierno – diesen Titel hätte zu einem früheren Textstadium die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils tragen sollen (ein typisch französischer Vorschlag): Über die Präsenz der Kirche in der Welt von heute. Er hätte ziemlich genau erfasst, was *Gaudium et spes* eigentlich unter Pastoral versteht – wenn das Lateinische den weiten semantischen, v. a. auch spirituellen Hof des französischen Begriffs *présence* denn erfasst und abgebildet hätte. *Ad gentes* benennt den jesuanischen Ursprung einer entsprechend weltpräsenten Gesamtpastoral: „Um allen Menschen das Geheimnis des Heils [...] anbieten zu können, muss sich die Kirche allen menschlichen Gruppen mit dem gleichen Antrieb einpflanzen, wie sich Christus [...] der [...] Welt jener Menschen verpflichtet hat, unter denen er lebte. [...] Die Präsenz der Christ:innen in den menschlichen Gemeinschaften muss von jener Liebe beseelt sein, mit der Gott uns geliebt hat [...]. Die christliche Liebe [...] erwartet weder Gewinn noch Dankbarkeit [...]. Wie also Christus durch die Städte und Dörfer zog und zum Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft jederlei Krankheit und Gebrechen heilte, so verbündet sich auch die Kirche

[...] mit den Menschen jeden Standes, besonders aber mit den Armen und Leidenden [...]. Sie nimmt an ihren Freuden und Schmerzen teil, sie weiß um die Erwartungen und die Rätsel des Lebens, sie leidet mit in den Ängsten des Todes." (AG 10–12).

Zeugnis des Lebens

Pastoral der christlichen Präsenz in einer multireligiösen und multisäkularen Welt, die von zahlreichen Differenzen durchzogen ist – dafür steht in der Frankophonie der vor kurzem heiliggesprochene Charles de Foucauld ebenso wie auch die wohl bald seliggesprochene Madeleine Delbrêl (über die Dorothee Steif promoviert hat). Gerade sie ist ein Vorbild zeugnishafter christlicher Weltpräsenz im Geiste des Zweiten Vatikanums. Papst Paul VI. in seinem prophetischen Lehrschreiben *Evangelii nuntiandi*: „Die Verkündigung muss vor allem durch ein Zeugnis erfolgen. Das geschieht z. B., wenn ein einzelner Christ oder eine Gruppe von Christ:innen inmitten der menschlichen Gemeinschaft, in der sie leben, [...] ihre Solidarität mit den Anstrengungen aller für alles zum Ausdruck bringen, was edel und gut ist. Ferner auch dadurch, dass sie auf ganz einfache und spontane Weise [...] ihre Hoffnung in etwas bekunden, das man nicht sieht und von dem man nicht einmal zu träumen wagt. Durch ein solches Zeugnis ohne Worte wecken diese Christen in den Herzen derer, die ihr Leben sehen, unwiderstehliche Fragen: Warum sind jene so? Warum leben sie auf diese Weise? Was – oder wer – beseelt sie? Warum sind sie mit uns?“ (Papst Paul VI.: *Evangelii nuntiandi*, Nr. 21).

Ab in die Wüste ...

Es gibt dazu zahlreiche Beispiele gelebter Praxis: in den Niederlanden genauso wie in Nordafrika. Claude Rault, der ehemalige Bischof von Laghouat, schreibt in seinem beeindruckenden Buch *Die Wüste ist meine Kathedrale* über sein persönliches Zeugnis der schlichten Präsenz unter den algerischen Muslimen: „Wir werden [...] unserer Berufung treu bleiben, die uns zum Mitmenschen hinführt, um mit ihm gemeinsam in einer Liebe, die keine Grenzen setzen will und niemanden zu vereinnahmen sucht, ein menschliches Abenteuer zu leben. [...] Unter dem Druck der Geschichte wurde unsere Mission [...] diskreter und bescheidener. [...] Unsere Häuser wurden offener und gastfreundlicher und ähneln oft Karawansereien, von allen Winden durchweht. [...] Jedes Mal, wenn wir den römischen Kongregationen unsere Jahresstatistik zurücksenden sollen, komme ich leicht in Verlegenheit, weil ich gar keine Zahlen [...] einzutragen habe. Nein, wir haben kein Priesterseminar und auch kein Internat, weder Schulen noch Krankenhäuser... Ja, was haben wir denn überhaupt? Außerordentlich viel haben wir: Eine Präsenz mit leeren Händen, ganz ohne Statistiken und Register [...]! Leben kann man nicht in Zahlen ausdrücken [...]. Wesentlich ist nicht die Zahl, sondern das Zeichen.“

Absichtsloses Dasein

Hierzulande gibt es noch wenig Erfahrung mit einer solchen Pastoral des absichtslosen Daseins unter den Leuten des eigenen Kontextes – hier ein erstes Beispiel aus dem Erzbistum Bamberg.

Rolf Zerfaß hatte dazu bereits 1999 in seiner Abschiedsvorlesung alles theologisch Wichtige gesagt: „Wir stehen im Übergang von einer Kirche, die sich selbst behauptet [...] hin zu einer Kirche, die teilnimmt an dem, was die Menschen bewegt und umgekehrt ihnen Anteil an dem gibt, was sie als ihr Erbe hütet. [...] Sie akzeptiert die ihr [...] zugemutete Minoritätsrolle. Aber gerade so – im Horchen auf die Tiefe der Stimmen, in und unterhalb der Konfessionen, Religionen und Kulturen – entdeckt sie neu ihre Identität. [...] So wird sie fähig, von einer Pastoral der Eroberung Abschied zu nehmen zugunsten einer Pastoral der Präsenz unter den anderen [...]. Statt über die schlechten Zeiten zu klagen [...], begreift sie die gegenwärtige Situation als eine Einladung des Geistes Gottes, eine neue Gestalt des Kircheseins zu entwickeln, eine neue pastorale Kultur.“

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Christian Bauer

Haltung des Gastseins.

Die erste Regel einer Hausparty: Sei nicht Gastgeber*in

Diese humorvolle Regel, die in Studierendenkreisen gerne zitiert wird, geht davon aus, dass es besser und angenehmer sein oder zumindest mit weniger Verantwortung und eventuell auch weniger Ärger verbunden sein könnte, wenn man zu den Gästen gehört und nicht zu den Gastgeber*innen.



Andererseits verleiht die Rolle der Gastgeber*in auch eine gewisse Sicherheit und das Privileg, die Rahmenbedingungen und Normen der Zusammenkunft zu bestimmen. Das wirkt sich darauf aus, welcher Verhaltenskodex gilt, wer und was welchen Platz, wie viel Aufmerksamkeit oder wieviel Zeit bekommt und wer eingeladen ist und wer nicht.

Gäste haben sich nach diesen Vorgaben zu richten und auch den Platz einzunehmen, der ihnen zugewiesen wird. Oder sie laufen Gefahr, dass der oder die Gastgeber*in vom eigenen Hausrecht Gebrauch macht.

Kirchlich sind wir es eher gewohnt, dass wir uns in dieser Gastgeber*innenrolle bewegen. Wie sprechen Einladungen aus, wir machen Angebote in der Hoffnung, den richtigen Nerv der Eingeladenen zu treffen, und bestimmen gleichzeitig die Form, die Struktur und die Regeln des Treffens. Auch wer dazugehört, ist darüber geregelt.

Und wenn wir nicht selbst die Räume mit eigenen Veranstaltungen füllen, so haben wir zumindest Räume, die wir großzügig zur Verfügung stellen oder stellen könnten.

Den Projekten auf dieser Seite ist gemeinsam, dass ihnen die Gastrolle durchaus vertraut ist. Das soll nicht heißen, dass die Akteur*innen sich scheuen, Verantwortung zu übernehmen. Sie nehmen die Gastrolle bewusst ein.

Es sind Initiativen oder Gemeinden, die z.T. keine eigenen Räume haben, die sich eingemietet haben oder gar keinen ständigen Aufenthaltsort haben. Sie sind dadurch nicht auf sich allein fixiert. Sie sind „gezwungen“, Kontakt aufzunehmen, sich zu vernetzen, Raumnutzungen anzufragen, Kooperationen und Kompromisse einzugehen. Sie müssen auf die Gegebenheiten des Ortes und den Bedarfen der Besitzer*innen Rücksicht nehmen und sind angewiesen auf deren Planungen.

Sie nutzen ungewöhnliche Möglichkeiten, werden kreativ und lernen flexibel zu agieren. Möbel, Wägen, ja sogar Altäre auf Rollen zu setzen und dadurch verschiebbar zu machen, ist dabei keine Seltenheit.

Sie befinden auf diese Weise ebenso wenig in der privilegierten Lage, Räume zur freien Nutzung zu haben, wie Gruppen oder Initiativen, die im Quartier oder Viertel ebenfalls über keine eigenen Räume verfügen.

Aus diesem Gastsein ergeben sich ganz neue Möglichkeiten:

- es entstehen Kontakte, die vielleicht vorher nicht im Blick gewesen wären,
- oder es entwickeln sich Ideen, die so vielleicht nie verwirklicht würden,
- oder es entstehen Begegnungen, die so nie stattgefunden hätten,
- und jedes Mal werden Geschichten erlebbar, die staunen lassen und die es wert sind, erzählt zu werden. Warum sich also nicht auch hier immer wieder auf die Spuren dessen zu begeben, von dem in der Schrift häufig erzählt wird, dass er sich einladen ließ und bei vielen ganz unterschiedlichen Menschen zu Gast war.

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Elisabeth Wöhrle sf

Haltung der Mission

Die richtige Frage finden

Im April 2023 führte die Journalistin Christiane Florin im Deutschlandfunk ein Interview mit Paulo Suess, der seit 1966 als Missionar in Brasilien lebt. Er gilt als einer der bekanntesten Vertreter der „Theologie der Befreiung“. Auf die Frage, was eigentlich ein Missionar mache, antwortet Suess zunächst: „Er muss vor allem dazulernen (...), vom hohen Ross runtergehen“. Gegen Ende des Gesprächs wird deutlich, was er darunter versteht. Christiane Florin will von dem alten Missionar wissen, was er in der Rückschau über seine Tätigkeit in Brasilien sagen könne und fragt: „Was haben Sie zum Besseren bewirkt?“. Suess entgegnet zunächst: „Ich glaube, das ist die falsche Frage.“ Stattdessen gehe es ihm um die Frage „Wer bist du jetzt geworden in diesem Prozess? (...) Ich denke, das Missionarische, das ist nicht der Erfolg, sondern das ist die Veränderung, die in den Personen selbst geschieht, die da kommen, ein hörendes Herz haben, die dann anders werden und aus diesem Anderssein dann vielleicht zukunftsweisend sind, was sie vorher nicht waren.“



Das Hubland verändert uns

Vielleicht ist das Wesentliche, das wir bisher in der Begegnung mit Menschen und ihren Orten auf dem Hubland gelernt haben: Wir sind bescheidener geworden. In unseren Erwartungen, aber auch in unserem Anspruch auf schnelle Sichtbarkeit oder „Erfolge“. Vom Raum zu lernen, braucht Zeit. Und es braucht die Bereitschaft, bisherige Konzepte loszulassen und noch nicht zu wissen, wie es geht. Als Kirche ohne eigene Räume unterwegs zu sein, verlangt von uns, dass wir uns an die Gegebenheiten anpassen. Wir sind nicht Gastgeber*in, sondern Gast. Wir sind nicht Verkündende, sondern Lernende. Wir fragen nicht nach unserer Bedeutung als Kirche für den Stadtteil. Wir fragen nicht: Was fehlt, wenn die Kirche fehlt? Immer mehr fragen wir: Was dürfen wir entdecken, was wir nicht vorher schon wussten? Was lernen wir von den Menschen im Stadtteil darüber, was Kirche-Sein heute bedeuten könnte?

Von wem wir lernen dürfen

Da gab es die Begegnung mit den Architekt*innen des Architekturbüros Brückner & Brückner, die uns von der Idee für die Trinitatis-Kapelle erzählten, die einmal als Wegkapelle und Rückzugsort für die Besucher*innen der Landesgartenschau 2018 geplant war. Von ihnen durften wir lernen, erst einmal das Gebäude wahrzunehmen und sprechen zu lassen, ohne es gleich mit herkömmlichen pastoralen Konzepten und Formaten zu überfrachten. Wir lernten ein Zelt kennen, das mit

seiner glänzenden Außenseite nicht anderes für sich beansprucht als den Himmel zu spiegeln. Wir begegneten einem Architekten, der den Raum, den er geplant hat, mit seinem Instrument mit Klängen füllt.

Wir lernten vom Team der neuen Stadtteilbibliothek, wie man einen Ort mit Büchern schafft, der zugleich so etwas ist wie das „Wohnzimmer“ des Hublands – ein Treffpunkt, an dem es sich gut sein lässt und der auch uns zum Mitmachen einlädt.

Wir lernen von Menschen im Genossenschaftsprojekt „Mehrgenerationenwohnen Würzburg“ (MGWW). Sie wollen ca. 40 Wohneinheiten in Genossenschaftsform als Gemeinschaft bauen. Sie suchen im neuen Stadtteil mehr als ein Dach über dem Kopf für sich und ihre Familien.

Auf dem Weg, in der Bibliothek, beim Einkaufen oder im Bistro begegnen uns immer mehr Menschen, die in uns etwas verändern. Auf dem „Konversionsgelände“ kann dadurch vielleicht langsam so etwas entstehen wie „Konversion“ von Kirche, im Sinne einer Bekehrung hin zu den Menschen und Orten, die längst „Gottes Zelt auf dem Hubland“ sind.

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Burkhard Hose

Haltung des (Bau-)Wagens

„Sich im Bauwagen auf den Bau wagen.“ Mit dieser Devise haben die Evangelische und die Katholische Kirche in Mannheim Neuland betreten. Sie haben gemeinsam Position bezogen auf einer der größten städtebaulichen Konversionsflächen Deutschlands. Diese Positionierung, die eigentlich eher eine Bewegung ist, stellt ein Wagnis dar. Vor allem das Wagnis der „Unbehaustheit.“



Ein ausgedienter Bauwagen, den ein Mannheimer Bauunternehmen den Kirchen gespendet hatte, wurde die erste ökumenische Anlaufstelle und Ort einzelner Veranstaltungen.

Darüber hinaus wurde der Bauwagen zu einem viel beachteten Symbol für ein anderes Selbstverständnis von Kirche: Kirche geht raus. Dahin, wo die Menschen zukünftig leben werden und zeigt so: Gott ist nahe bei den Menschen. Auch im noch Unvollkommenen, unter widrigen Umständen zeigt er sich als der Gott, der in unserer Mitte wohnen will und wird.

Kirche hört zu und unterstützt Menschen in ihren Anliegen

Das Meiste, was in Franklin kirchlich entstanden ist und lebendig ist, verdankt sich Ideen und Anliegen der Menschen, die dort leben.

Das gilt für den Kinderchor „Franklin singt“ ebenso wie für die „Franklin-Abenteurkids“, eine sich regelmäßig treffende Kindergruppe im Grundschulalter. Die großen Openair-Gottesdienste an Hl. Abend und an Ostern mit jeweils mehreren hundert Mitfeiernden sind getragen von der Kreativität und von den Charismen und vom Engagement von „Franklinern“, wie sich die Bewohner*innen selber nennen.

Notwendig dafür waren und sind grundsätzlich die Ansprechbarkeit der kirchlich Beauftragten vor Ort sowie die Bereitschaft die Anliegen der Menschen zu hören und zu fördern.

[Beitrag auf Konversionsflaechen.net]

Richard Link

6. Anschlussprojekte:

Website *konversionsflaechen.net* (Gestaltung: Wunderlich & Weigand)

Drittmittelprojekt *Netzwerk Konversionsflächen* (Koordination: Dr. Maximiliane Eisenmann, gefördert durch das Bonifatiuswerk)

Buchprojekt *Konversionsflächen: Kirche bekehrt sich auf urbanem Neuland* (Echter Verlag/Würzburg 2025)